Bruchstücke
über
Kenntnisse von Pferden,
welche vorzüglich
die
Krankheiten dieser Thiere
betreffen,

R

herausgegeben
von
einem Husarenofficier.

A. FABER P. I. B.

Erstes Heft.

Freyberg und Annaberg,
in der Crazischen Buchhandlung.
1794.

Der Mensch hätte unter allen Thieren, worüber er seine Herrschaft bestätiget, nicht leicht eine grössere Eroberung machen können, als durch Zähmung des edlen, des stolzen, des flüchtigen Pferdes.

Büffon.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Euch, meine Leser, mit einem der nützlichsten Hausthiere, mit dem Pferde, näher bekannt zu machen, Euch von den Kenntnissen seines Alters, seiner Schönheit und seiner Mängel, seiner Krankheiten und ihren möglichen Heilungen zu unterrichten; vor unsinnigen Curen mancher Schmiede Euch zu warnen, zu schützen, Vorurtheile zu tilgen, die Euch, die dem Thiere schaden, die es oft krank, oft unbrauchbar machen, öfterer noch es tödten — ist der Zweck meines Schreibens.

Nicht eine Beschreibung einer idealischen Schönheit des Pferdes, nicht ein Register von Krankheitsnamen, auch nicht eine Sammlung von geerbten Recepten, von geprießenen Curen enthält dies Buch. Es lehrt Euch die Naturgeschichte des Thieres selbst, seiner Krankheiten und ihre Heilung. Es macht Euch aufmerksam auf die Hülfe der Natur, auf den Nutzen der Zufälle. Es lehrt Euch, die Kräfte des Lebens kennen, die noch manchen, die sich für Thierärzte ausgeben, etwas unbekanntes, ein wahres Geheimniß sind.

Ueber

Ueber meine Schreibart entschuldige ich mich nicht. Von Jugend auf bemühte ich mich die Wissenschaften eines Stallmeisters, nicht die zierliche Beredsamkeit eines Schriftstellers zu erlernen. Ich verstehe daher die Führung meiner Faust besser mit dem Zügel als mit der Feder, und hoffe, wenn ich mit der letztern nur Wahrheiten faßlich — gesetzt es wäre auch nicht allemahl zierlich — verbreite, nicht allzustrengen Tadel wegen der Schreibart zu erhalten.

Ich bin belohnt genug, wenn ich nur einigen meiner unerfahrnen Cameraden, einigen Gliedern des Hofs, des bürgerlichen, des ländlichen Lebens durch mein Buch nützlich werde.

Mein Wunsch ist vorzüglich der, daß das, was ich schrieb, gelesen werde, ohne daß man mit allen Vorurtheilen und sinnlosen Meinungen mancher Thierärzte, die zwar durch die Länge der Zeit einige praktische Kenntnisse unvollkommen lernten, aber nie hinlängliche Theorie einsammelten, zuvor erfüllt wäre. Ich würde sonst mißverstanden und unbrauchbar werden.

Der Verfasser.

Vom

Vom Exterieur des Pferdes.

Das Pferd ist schön, wenn alle seine einzelnen Theile verhältnißmäsig gebaut sind, so wie es brav, wenn es Muth, Kräfte und Gesundheit besitzt und brauchbar ist, wenn es zu dem Dienste, wozu es seine Bestimmung hat, thätig genug ist. Weder der kleine Kopf, noch die feinen Schenkel, noch das gewölbte Creuz machen die Schönheit dieses Thieres aus. Es ist lächerlich fehlerhaft, dem Pferde einen kleinen Kopf als Schönheit anzurechnen, wenn er mit der übrigen starken Bauart desselben in keinem Verhältnisse steht. Es ist Mangel an richtiger Beurtheilung, ein Pferd mit feinen Schenkeln zu loben, das auf diesen schwachen Stützen kaum seinen eigenen starken Körper fortbringen kann und doch noch einen Reiter tragen soll. Das gewölbte Creuz ist nicht simetrisch schön, wenn es gegen den Vordertheil zu schwach oder

zu stark ist. Und doch sollen diese so geformten drey Theile das Gesetz der Schönheit bey diesem Thiere ausmachen. Wahre Schönheit muß geometrisch richtig seyn, sonst ist sie Vorurtheil. Nicht einzelne Theile können entscheiden; das Ganze selbst entscheidet die Schönheit. Sind der Kopf, die Brust, die Schenkel, der Leib, das Creuz, die Hankschen verhältnißmäsig, so ist das Pferd schön. Auch das Auge des Nichtkenners entscheidet für diesen Grundsatz, der leicht durch wiederhohlte Beurtheilung zu erlernen ist. Ein großes Pferd mit einem kleinen Kopfe, ein starkes Pferd mit feinen Schenkeln, ein schwaches Pferd mit breitem Creuz beleidigt das Auge des Laien, des Vorurtheillosen; gefällt nur dem seynwollenden Kenner, dem Beurtheiler nach fehlerhaften Sätzen. Das Auge des Kenners sieht richtiger, gleitet über einzelne Theile hinweg, spielt nicht mit Liebhaberey der Farben, untersucht die Harmonie des Ganzen und findet das wahre Schöne in der Uebereinstimmung aller Theile. Frey von Vourtheilen wird es der Beobachtung des Anfängers leicht, die rechte Spur zur wahren Schönheit zu finden!

Sie

Sie entscheidet über das verhältnißmäsige Ganze des Pferdes, nicht nach Vorurtheilen selbst gebildeter Ideale.

Angenommen diesen Lehrsatz vom Exterieur, die Schönheit nach verhältnißmäsiger simetrischer Bauart festzusetzen: bleibt mir nichts übrig, als meine Leser zur sorgsamen Beobachtung aufzumuntern, um diese Theorie durch die Erfahrung sich zu bestätigen. Die angenommene Bestimmung der Schönheit einzelner Theile lehre ich nicht; es ist zu weitläuftig und führt irre und dies aus dem Grunde, weil es nie ein Thier giebt, an dem alle Theile nach unserm Ideale von Schönheit geformt sind, und wir dann verführt werden nach, dem Einzeln das Ganze zu richten. Das simple, natürliche, einfache Gesetz der Uebereinstimmung sey bloß der Lehrer.

Von der Verschiedenheit des Haars bey Pferden.

Bey der Bestimmung des Haars eines Pferdes braucht man, nach der Kunstsprache, nie das Wort, Farbe, sondern man sagt: das

Pferd

Pferd ist von diesem oder jenem Haare. So verschieden nun dieses auch ist, und so sehr es ein bloßes Spiel der Natur zu seyn scheint, so ist es doch vielmehr als eine richtige Folge der Roßart und der Gattung zu betrachten. Aus dieser Rücksicht war der Gedanke der Alten nicht so ganz ungegründet und lächerlich, das Temperament, die Bravour ihrer Pferde nach den Farben der Haare zu bestimmen. Diese Wissenschaft gieng durch unsre fehlerhafte Verpaarung, durch unsre Verbastirung verlohren. Das Blut unserer Arten, unserer Roße ist vermischt, verfälscht. Wir können, wir haben keine edle Gattung, keine Originalpferde mehr. Der Beweis davon ist, daß von Rappen Schimmel, von Schimmeln Rappen, von Braunen Füchse und so weiter fallen, obgleich die Hengste und Stutten einerley Farbe hatten.

Eben auch aus dieser Ursache läßt sich der Hang, die Neigung, die Verwandschaft zwischen zweyen ganz verschiedenen Haaren erklären, die wir oft bemerken, und die wir nicht finden würden, wenn die Pferdearten nicht so sehr vermischt, verpaart, verbastirt wären.

Grund-

Grundfarben oder einfarbige Farben giebt es bey Pferden nur zwey, weiß und schwarz. Braun entsteht von der mehrern oder wenigern Schwärze des Haars.

Aus dem einfarbigen weißen ganz ungemischtem Haare entsteht der Glanz= oder Atlas=Schimmel. Er wird weiß geboren; seine Haare fallen, jedoch nur ganz sanft, ins Gelbe und geben einen Glanz wie Atlas von sich. Seine Lippen und Hufe sind gelb. Dies ist das karakteristische Kennzeichen zwischen Schimmel, die weiß und die schwarz zur Welt kommen. Gemeiniglich haben die Glanz= oder Atlasschimmel, so wie die Isabellen, Glasaugen.

Unter die ganz unvermischten Schimmel gehört auch der Milchschimmel. Er wird zwar wie alle übrige Schimmel schwarz geboren, wird aber in kurzer Zeit weiß. Das Hellweiße und der Glanz der Haare hängt von der Gattung, von der Roßart ab.

Aus dem gemischten weißen Haare entsteht

1) Der Silberschimmel. Er hat sehr wenig schwarze Haare auf einem weißen glänzenden Grunde.

2) Der Apfelschimmel. Er hat, besonders auf der Kruppe, Cirkel von schwarzen Haaren.

3) Der Schmutzschimmel. Er hat mehr schwarze als weiße Haare. Der Name stammt von der Aehnlichkeit ab, welche die Haare mit dem Kothe haben.

4) Der Stachelschimmel. Er hat einen mehr schwarzbraunen Grund und ist wie mit weißen Haaren durchstochen.

5) Der Schwarzschimmel. Er sieht mehr schwarz als weiß.

6) Der Grauschimmel. Er ist der, wo die weißen Haare die schwarzen mehr übertreffen. Er ist weißer, wie der Schwarzschimmel.

7) Der Rothschimmel. So nennt man den Schimmel, wo die weißen Haare mit rothen oder braunen Haaren vermischt sind.

8) Der Eisenschimmel. Er ist der, wo die schwarzen Haare mehr mit weißen so vermischt

mischt sind, daß diese Mischung eine Aehnlichkeit mit der Farbe eines zerbrochenen Eisen hervorbringt.

9) Der Fliegenschimmel. Er ist mit schwarzen Punkten über den ganzen Leib besäet.

10) Der Staarschimmel. Er hat die Farbe eines Staars und daher seinen Namen.

11) Der Wein = oder Honigschimmel. Bey ihm sind die Haare auf dem Grunde braun, an den Spitzen aber weiß.

12) Der Forellenschimmel. Dies ist der, wo der ganze Körper weiß, und, wie bey dem Fliegenschimmel mit schwarzen, so mit kleinen braunen Flecken bestreut ist. Er hat den Namen von der Aehnlichkeit mit dem Forellenfisch erhalten.

13) Der Porcellainschimmel. Er hat einen weißen Grund mit dunkeln, hellbraunen, rothem und schwarzen Haaren schattirt.

14) Der Tigerschimmel. Er hat auf einem hellweißen Grunde braune oder schwarze Flecken.

15) Der Mohrenkopf. So wird derjenige Schimmel genannt, dessen Kopf ganz

schwarz

schwarz oder nur mit wenigen weißen Haaren bestreut ist. Sein Körper ist übrigens mehr oder weniger Schimmel. Wollte man ihn genau bestimmen, so müßte man ihn in den Mohrenkopf von Schwarzschimmel und in den Mohrenkopf von Eisenschimmel eintheilen.

Alle diese Schimmelarten werden schwarz geboren. Alle werden im Alter ganz weiß, ausgenommen der Mohrenkopf und der Fliegenschimmel, welche ihre Bestimmungszeichen durch ihr ganzes Leben beybehalten.

Von den schwarzen Haaren entsteht:

1) der Glanz- oder Achatrappe, der nebst seiner tiefen Schwärze einen starken Glanz von sich wirft.

2) Der Kohlrappe, wo die Haare ebenfalls tief schwarz nur ohne besondern Glanz sind.

3) Der gemeine Rappe. Er ist etwas bläßer schwarz, als wie vorhergehende.

Die braunen Haare entstehen von mehrerer oder wenigerer Schwärze. Sie sind in ihrem Glanze, so wie in ihrer Helle verschieden. Die karakteristischen Kennzeichen sind schwarze Mähnen, Schweif und Schenkel. Hat das

Pferd

Pferd diese nicht, so wird es unter die Füchse gezählet.

Die Gattungen von Braunen sind:

1) Der Schwarzbraune. Er ist ganz Rappe. Nur ist er um die Nasenlöcher und in der untern Gegend der Flanken wie gebrannt.

2) Der Castanienbraune. Er ist an den Seiten, Rücken und Hals schwarz. Allein durch die schwarze Farbe schimmert eine gewisse Bräune vom Grund heraus, die mit der Farbe einer schwarzbraunen Castanie übereinkommt. Die gebrannten Flecken um die Nase und in den Flanken sind heller als wie bey dem Schwarzbraunen.

3) Der Kirschbraune. Er kommt mit dem Castanienbraunen sehr überein. Der braune Schimmer, der bey diesen durch die schwarzen Haare durchleuchtet, ist bey jenem etwas heller und kommt der Farbe einer braunen Kirsche sehr nah.

4) Der Goldbraune. Er hat über den ganzen Körper so ein starkes Feuer in seinen Haaren, daß man es mit dem Glanze des Gol-

des

des vergleichen kann. Es ist unter allen Haaren eines der schönsten.

5) Der geapfelte Braune. Er hat Zirkel von schwarzen Haaren, besonders hat er sie auf der Kruppe und beyden Seiten des Halses, die auf einem hellbraunen Grunde eine gute Schattirung machen. In der gemeinen Aussprache sagt man: Das Pferd ist wie mit ganzen Thalern belegt.

6) Der Hellbraune. Seine Haare haben die wenigste Schwärze.

7) Der gemeine Braune. Er kömmt mit dem vorhergehenden sehr überein, nur daß er etwas bläßer ist.

8) Der Rehbraune und

9) der Fahlbraune. Beyde gehen in das Geschlecht der Falben über. Der erstere hat zwar noch das karakteristische Kennzeichen der Braunen, nehmlich schwarze Mähnen und Schweif. Seine Schenkel sind jedoch sehr fahlschwarz. Der Fahlbraune hat ganz graue Schenkel.

Bey den Falben unterscheidet man:

1) Den Dunkelfalben. Er kommt mit dem Haare der Hellbraunen sehr überein. Er hat schwarze Mähnen, Schweif und Schenkel und über den Rücken einen kohlschwarzen Streif.

2) Den Kothfalben. Er nähert sich der Farbe des Schmutzes am mehresten.

3) Den gemeinen Falben. Dieser nähert sich mit seinen Haaren fast durchgehend den Rehbraunen. Seine Schenkel sind kaum bis zu den Knöcheln schwarz, nur hat er den schwarzen, oder doch wenigstens dunklen Streif über den Rücken, welchen der Rehbraune nicht hat.

4) Den Mausfalben. Er kommt mit der Farbe einer Maus ganz überein.

5) Den Rehfalben. Er hat große Aehnlichkeit mit der Farbe des Rehes. Der dunkle Streif über den Rücken ist bey ihm am wenigsten merklich.

Alle Falben haben schwarze Mähnen und Schweif, und einen mehr oder weniger schwarzen, einen breitern oder schmälern Streif über den Rücken.

Füchse giebt es folgende Gattungen:

1) Den

1) Den Schwarzfuchs. Er gleicht um vieles dem Kohlrappen, nur fallen die Spitzen seiuer Haare ins Röthlichte. Er hat grauschwarze Mähnen und Schweif. Die Aepfel entstehen von einigen durchgängig schwarzen Haaren.

2) Den Dunkelfuchs. Dieser fällt mehr ins Rothe als der Vorhergehende und ist nur selten geapfelt. Seine Mähnen und Schweif sind dunkelroth, wie die Haare seines Körpers.

3) Den Metallfuchs. Er kommt mit der Farbe des Kupfers sehr überein, und ist noch heller als der Dunkelfuchs.

4) Den Zobelfuchs. Er hat mit den Haaren eines Zobels nicht geringe Aehnlichkeit. Seine Mähnen und sein Schweif sind aus weißen und braunen Haaren zusammengesezt.

5) Der Rothfuchs. Bey ihm findet man die mehreste Helle des Haars. Er kommt mit der Farbe eines Fuchses im Walde auffallend überein.

6) Den Goldfuchs. Dieser ist der allerschönste unter allen Füchsen. Er gleicht dem Goldbraunen um vieles. Der ganz ungemeine

Glanz seines Haares übertrift noch bey weitem den angenehmen Schimmer des Goldbraunen, der ihn doch gewiß auch nicht im geringen Maaſe von sich wirft. Selten, sehr selten hat man bey uns einen wahren Goldfuchs, der diesen Namen mit allem Rechte verdiente. Sein eigentliches rechtes Vaterland ist Arabien und die Türkey, wo er doch auch nur selten noch anzutreffen ist.

7) Den Schweißfuchs. Die Farbe seines Haars kommt der Farbe des Haars am Dunkelfuchse am aller nächsten. Seine Mähnen und Schweif sind ganz weiß.

Die Schecken hat man nach folgenden Benennungen eingetheilt:

1) Die Schwarzschecke. Sie ist über den Körper Rappe, meistens von der Gattung der Glanzrappen. Hier und da hat sie weiße Flekken, die sich über den ganzen Körper bald in größerer, bald in geringerer Anzahl ausbreiten.

2) Die Braunschecke ist über den ganzen Körper bald mehr, bald weniger hellbraun. Hier und da sind, wie bey der Schwarzschecke, weiße Flecken.

3) Die Fuchsschecke. Sie hat bald mehr bald weniger ausgebreitete Flecken. Der Grund ist bey ihr nach den mehrern Fuchsarten verschieden, am meisten kömmt er mit dem Haare des Rothfuchses überein.

4) Die Porcellainschecke. Sie hat eine Mischung von Haaren, die so verschiedene Farben spielen, daß man ihr den Namen Porcellainschecke beygelegt hat. Weiß macht den Grund der Haare aus.

Die Tiger werden, wie die Schecken, auf folgende Art eingetheilet:

1) der Schwarztiger,

2) der Brauntiger,

3) der Fuchstiger,

4) der gemischte Tiger.

Ihre Abzeichnung besteht in regelmäßigen schwarzen, braunen oder rothen Flecken, die auf einem weißen Grunde auf einzelnen Theilen, oder über den ganzen Körper zerstreut sind. Das karakteristische Kennzeichen aller Tiger ist, daß sie gelbe Flecken an den Lippen, dem Schlauche, dem After und der Schaam haben.

Ge=

Gemischte Tiger sind, wo auf einem weissen Boden schwarze, braune, gelblichte Flecken stehen.

Unter die letztere Farbengattung von Haaren gehören nun noch:

1) Die Isabelle. Sie hat einen weißen Grund mit gelben Haaren gemischt. Mähnen und Schweif sind ganz gelb, welches das karakteristische Kennzeichen aller weiß gebornen Pferde ist.

2) Der Perlfarbene. Er ist ebenfalls weiß geboren. Seine Haare fallen mehr ins röthlichte.

3) Der Hermelin. Er ist der bläßeste unter allen. Er wird ebenfalls weiß geboren. Mähnen und Schweif sind nur sehr blaßgelb.

4) Der Semmelfarbene. Er hat die mehreste Mischung von braunen Haaren und kömmt mit der oberflächlichen Farbe einer scharf gebakkenen Semmel sehr überein. Seine Mähnen und Schweif fallen ins Goldbraune.

5) Der Milchsuppenfarbene. Er ist schmuzig weiß mit blaßgelben Haaren vermischt. Seine Mähnen, Schweif und Schenkel fallen ins Graugelbe.

Die Abzeichnungen der einfarbigten Pferde sind eben so verschieden, als die Benennungen mit welchen man sie bezeichnet.

Ein kleiner, zirkelförmiger weißer Fleck auf der Stirne des Pferdes, wird ein Blümgen genannt; ein größerer und zugleich eckigter, ein Stern. Verlängert sich derselbe bis an die Nasenlöcher, so nennt man ihn eine Bläße. Geht er bis zur untern Lefze, so nennt man ihn eine durchgehende Bläße, oder man sagt: das Pferd trinkt in seinem Weißen. Verbreitet er sich über den ganzen Kopf, so nennt man ihn eine Laterne.

Oefters haben die einfarbigten Pferde Abzeichnungen an Schenkeln, bald an einem vordern, bald an einem hintern, bald an beyden vordern, oder an beyden hintern, bald übers Creuz, bald an allen vier Schenkeln. Geht die weiße Abzeichnung an den vordern Schenkeln über das Knie und an den hintern bis über das Sprunggelenke, so zählt man diese Thiere unter die Gattung von Schecken, mit welchen der Grund des Haars übereinkommt.

Bey

Bey manchen Pferden ist diese weiße Abzeichnung mit schwarzen Flecken besprengt, man nennt diese: Hermelinfüchse.

Vom Alter des Pferdes.

Ich komme nunmehr auf das Alter des Pferdes, dessen Untersuchung eine der nöthigsten Kenntnisse für Liebhaber und Besitzer der Pferde ist. Da ich auch für Unerfahrne schreibe, muß ich in dieser Beziehung zuvor sagen, wie viel ein Pferd Zähne hat, wie man sie eintheilt, und wie sie von Jahr zu Jahr beschaffen sind, weil die Zähne die vorzüglichsten und sichersten, wohl einzigen Rathgeber bey Untersuchung des Pferdealters ausmachen.

Mit vier bis fünftehalb Jahren hat das Pferd, wenn es ein Hengst ist, 40 Zähne, ist es aber ein Stutte, deren nur 36. Es giebt zwar auch Stutten, die ebenfalls die so genannten Hackenzähne haben. Allein nie sind und nie werden sie bey diesem Geschlechte so groß, wie bey den Hengsten.

Die Eintheilung der Zähne ist: in Schneidezähne, Backenzähne und in Hacken. Die

Schnei-

Schneidezähne, 12 an der Zahl, die uns gleich bey Oefnung des Rachen ins Auge fallen, besetzen den vordersten Rand der beyden Kinnbakken; sechs das obere, sechs das untere Maul. Ihre Gestalt, ihre Farbe, ihre Form ändert sich nach dem Alter ab. Die Kenntniß davon macht die Wissenschaft des Alters aus. Sie sind breit, der obere Rand schneidend, dienen dem weidenden Pferde zur Abbeissung der Pflanzen und Kräuter und sind zur ersten Zermalmung seines trocknen Futters bestimmt.

Die Backzähne, vier und zwanzig an der Zahl, besetzen den äusersten Rand beyder Kinnbacken; sechs an jeder Seite im obern und im untern Maule. Ihre Gestalt ist mehr eckigt, ihre Oberfläche, die man die Krone nennt, hat viele Eindrücke und Erhabenheiten zur bessern Zermalmung der Futtermasse. Ihr früheres oder späteres Hervorbrechen, ihre Abschiebung der Kronen und ihr gänzliches Ausfallen lehrt uns auch das Alter des Thiers. Allein da man nur bey wenigen Pferden den obern Rachen so weit öfnen kann, um diese Veränderung zu bemerken,

merken, so ist diese Kenntniß unanwendbar und gehört nur für Anatomie.

Die Hacken endlich, die nur bey Hengsten merklich und vier an der Zahl sind, besetzen den Raum zwischen den Schneidezähnen und den Backzähnen, die man die Laden nennt. An jedem äusern Rande der Kinnbacken im obern und untern Maule findet sich einer. Ihre Richtung, ihre mehr oder weniger gespitzte Form, ihre mehr oder weniger vertiefte Aushöhlung, die längst der innern Fläche hinläuft, geben uns die sichersten Kennzeichen vom Alter des Thiers. Die Stutten haben keine, wenigstens nur sehr unmerkbare Hacken, daher man das Vorurtheil hat: Stutten mit Hacken wären sehr brav, weil sie eine eigenthümliche Eigenschaft des Hengstes besäßen.

Nicht alle diese Zähne kommen bey dem jungen Thiere auf einmal zum Vorschein. Ihr verschiedener Ausbruch, ihre Formirung und Abnutzung ists, was uns das Alter des Thiers lehrt. Ich gehe über die Kenntnisse des höhern Alters schnell hinweg, weil sie mehr für Stallmeister gehört.

Mit seiner Geburt schon bringt das Fohlen zwölf Backenzähne mit auf die Welt. Nach achtzehen bis zwanzig Tagen brechen die übrigen aus und in Zeit von sieben bis acht Monaten hat das Thier vollkommen abgezahnt, bis auf die Hacken und etliche Backzähne. Alle die Zähne bleiben nur bis nach zwey Jahren und werden Fohlen- oder Milchzähne genannt. Diesen Namen erhalten sie daher, theils weil sie das Thier während der Säugzeit empfängt, theils weil sie eine milchweiße Farbe haben.

Sie unterscheiden sich sowohl in ihrer Farbe als auch in ihrer Gestalt von den Pferdezähnen. Die erstere ist blaßgelb und verwandelt sich in etlichen Monaten nach der Geburt in weiß. In Ansehung ihrer Gestalt unterscheidet sie die mindere Breite, die wenigere Feste, die geringere Größe, der schmälere Hals, die mehrere Glätte, die krümmere Biegung nach einwärts, die seichten, oder gar abwesenden Furchen auf der äussern Fläche, von den Pferdezähnen.

Alle diese Zähne erhalten sich nur eine gewisse Zeit im Maule, fallen dann aus und ihre

Stelle

Stelle wird durch Pferdezähne ersetzt. Doch geschieht dieses Ausfallen nicht auf einmahl, sondern nach und nach, auch nicht bey jedem Thiere zu gleicher Zeit, sondern nach Verschiedenheit der Gattung; bey einem früher, bey dem andern später. Der Hollsteiner, der Mecklenburger z.B. wird seine Fohlenzähne eher abschieben als der Pole, der von edlerer feinerer Roßart ist. Doch beobachtete die Natur dabey eben die Regeln, die sie bey der Entwickelung und dem Ausbruche der Milchzähne angenommen hat.

Die beyden Zangen (so nennt man die beyden neben einanderstehenden mittlern Zähne im vordern Ober- und Untermaule) sind diesem Wechsel am ersten unterworfen. Fohlen von gemeinem Schlage verlieren sie bald nach zwey Jahren; die von besserer Art nach zwey und einem halben Jahre und die von der edelsten Gattung erst mit drey Jahren. Inzwischen kann das Thier mit zwey Jahren zwey vollkommene Pferdezähne haben, wenn nemlich der Ausbruch derselben durch die Kunst beschleunigt wird. Pferdehändler benutzen bisweilen die Größe ei-

nes

nes Fohlens, indem sie es für älter angeben als es wirklich ist. Und um die Sache ganz wahrscheinlich zu machen, schlagen oder reissen sie dem Thiere mit einem und einem halben Jahre die Zangen aus; mit zwey und einem halben Jahre die Mittelzähne (so nennt man die beyden die Zangen einfassenden Zähne im Ober- und Untermaule) und mit drey und einem halben Jahre die Eckzähne (dies sind die auf beyden Flügeln stehenden Zähne im Ober- und Untermaule.) Der Raum und der Reitz, der durch dieses grausame Mittel in den Kinnbacken und im Zahnfleische verursacht wird, machen, daß sich die Zähne beynahe um ein Jahr früher bilden und eben so viel früher ausbrechen, als sonst nach dem ordentlichen Gange der Natur geschehen seyn würde. Aus diesem folgt, daß ein Fohlen von zwey Jahren dreyjährig, ein dreyjähriges vier Jahr, und ein vierjähriges fünf Jahr alt zu seyn scheint. So fein indessen der Betrug ist, so läßt er sich doch entdecken, wenn man das Thier sehen kann, da es noch Zahnlücken hat. Bey dem natürlichen Zahnwechsel fallen nie vier Zähne auf einmal, das ist: in einem Tage, aus,

wie

wie es meistens bey dem Herausschlagen geschieht; auch geht fast nie einer eher verloren als der nachkommende des Zahnfleisch durchbohrt und größtentheils den Raum ausgefüllt hat, der durch das Ausfallen des erstern entstand.

Ohngeachtet der großen Veränderung, die in diesem dritten Jahre im Maule vorgeht und ohngeachtet des häufigen Ausbruchs von neuen Zähnen, wird die Zahl derselben um keinen vermehrt. Das Fohlen hat mit drey Jahren gerade so viel, als es mit zwey Jahren hatte. Der Unterschied besteht allein in dem Wechsel der Pferdezähne mit den Milchzähnen. Nach drey Jahren kömmt die Reihe dieses Wechsels, an die Mittelzähne. Beyde fallen gemeiniglich wieder um eben diese Zeit aus, wie die Zangen nach zwey Jahren ausgefallen sind. Mit dem Ausbruche dieser neuen Pferdezähne kommen nicht selten bey den Hengsten auch die Hacken zum Vorschein. „Nun hat das Thier noch vier junge Zähne im Munde!“ Dies ist der gewöhnliche Ausdruck bey Pferdehändlern,

um

um ein Pferd zu bestimmen, das vier Jahr vollendet hat. Diese Zähne sind die Eckzähne. Ihr Ausfallen gründet sich auf den Ausfall der Mittelzähne und der Zangen. Sie gehen um die nehmliche Zeit nach vier Jahren verloren, wie jene nach zwey oder drey Jahren verloren giengen. Mit fünf Jahren ist ihr Plaz bey allen durch Pferdezähne ersetzt.

Wenn alle Fohlenzähne ausgefallen, und alle Pferdezähne ausgebrochen sind, urtheilt man von dem Alter der Thiere aus der Verwischung der Einfassungshöhlen (Kern-Bohne) in den Kronen der Schneidezähne. Nach dem ordentlichen Naturgange verschwinden bey Pferden, die im Stalle ernährt werden, diese Höhlen in den Zangen im sechsten Jahre; im siebenten in den Mittelzähnen und im achten in den Eckzähnen. Bey Pferden aber, die immer auf der Weide gehen, sind sie bisweilen schon mit fünf Jahren in den Zangen und Mittelzähnen verwischt. Dieses geschieht hauptsächlich bey denen, wo die Zähne nicht genau auf einander passen, sondern die am obern Kinnbacken

mehr

mehr einwärts gebogen sind als, die am untern. In dem Falle schließt man auf das Alter der Thiere aus der Kürze der noch jungen Eckzähne und der Schärfe ihrer Ränder, ihrer glatten Außenseite und ihrer gebogenen Richtung, die sie nach einwärts haben. Ferner fängt mit sechs Jahren das Zahnfleisch an den Zangen an niedriger und die Zähne dem Ansehen nach länger zu werden. Im siebenten Jahre geschieht dieses an den Mittelzähnen und im achten Jahre an den Eckzähnen. Doch zieht sich das Zahnfleisch bey guter Roßart nie so weit zurück, wie bey dem gemeinem Schlage.

Im neunten Jahre beißen sich die Eckzähne ein, das ist: sie wetzen sich dergestalt aus, daß sie am obern Theile eine Art von Winkel machen und ausgefeilt zu seyn scheinen.

Mit zehen Jahren endlich sind die Hacken bey Hengsten stumpf, ihre Aushöhlung auf der innern Fläche rasirt, ihre Ränder wenig schneidend und die Winkel in den Eckzähnen verwischt.

Mit eilf Jahren verändern die Zähne ihre Richtung und werden geräder.

Mit

Mit zwölf Jahren fangen sie an, ihre vorige Gestalt zu verlieren, ihr Hals wird schmäler, dicker und die Zähne überhaupt an ihrer innern Fläche runder.

Nach zwölf Jahren verändert sich die Gestalt, die Länge und die Richtung der Zähne sowohl am obern als untern Kinnbacken. Ihre Breite nimmt sichtlich ab, ihre Länge fängt an, merklich beträchtlicher und ihre Richtung geräder zu werden, als sie bis zu diesem Alter war. Das, was an der Breite äuserlich verloren geht, scheint innerlich an der Dicke ersetzt zu werden. Diese Dicke vermehrt sich von Jahr zu Jahr, so daß sie endlich dem sonst platten Zahn eine fast dreyeckigte Gestalt giebt. Aus diesem und den zweyen vorhergehenden Zeichen, nehmlich aus der Länge und der Geräde der Zähne, muß man nach zwölf Jahren auf das Alter der Pferde schlüssen.

Betrüger feilen die langen Zähne ab und brennen sie auf der Oberfläche der Krone mit einem gerstenkornähnlichen glühenden Eisen,

um ihnen dadurch den sogenannten Kern oder Bohne zu geben, und alte Pferde jung zu machen. Wer die bisher angeführten Kennzeichen genau erwägt, wird den Betrug sehr leicht einsehen. Einmahl sind die abgefeilten Zähne nicht so breit, wie im jugendlichen Alter, sondern gleichsam rund und mehr oder weniger gerade gerichtet, je nachdem das Thier jünger oder älter ist. Zweytens kann nie eine ordentliche Höhle gebrannt werden. Wenn viel gebrannt wird, bricht entweder der Zahn aus, oder seine Oberfläche bekömmt eine schwarzbraune und schwarzgelbe Farbe. Schwarz wird sie in der Mitte und braun oder gelb im Umfange. Es kann daher weder die Gestalt des Kerns noch weniger der Kern, oder die Höhle selbst, durch Kunst nachgemacht werden.

Mit funfzehen und sechszehen Jahren fangen die Zähne an sich von einander zu entfernen. Ihre Kronen werden schmal; das Zahnfleisch zieht sich immer mehr und mehr zurück; die Zähne werden immer länger und mehr ausgebreitet, so daß sie endlich eine Art von Fä-

chern

chern bilden. Zu diesen Zeichen gesellen sich noch andere, z. B. die grauen Augenbogen bey braunen und schwarzen Pferden, der rauhe Huf u. d. gl. Alle diese Umstände verwandeln die muthmaßlichen Kennzeichen des Alters in sichre, wenn man sie genau betrachtet.

Endlich giebt es Pferde, die immer jung zu seyn scheinen. Man versteht diejenigen darunter, die vermöge des äuserlichen Ansehens der Zähne und ihrer Höhlen in verschiedenen Jahren einerley Merkmale aufweisen. Bey solchen Pferden muß man das Alter nicht in der Verwischung der Einfassungshöhlen, sondern in der Gestalt der Zähne und dem zurückgezogenen Zahnfleische suchen, vorzüglich aber auf die Hacken und Augenbogen sehen.

Das Aufheben und Umdrehen der Haut an den Kinnbacken oder Schultern, und das Zählen der Runzeln, die nach dem Auslaßen derselben zurück bleiben, ist eben so widersinnig, um auf die Zahl der Jahre zu schlüßen, als es lächerlich ist, das Alter am Schweife zu suchen. Diejenigen welche das leztere thun, sagen, es wüchsen

se den Pferden nach zwölf Jahren ein neues Wirbelbein am Schweife, wofür sie wahrscheinlicherweise die schwielichten Knoten halten, die bisweilen nach äuserlichen Verletzungen der Haut an diesem Theile entstehen.

Von Krankheiten des Mauls.

Aeuserst thörigt und ungemein nachtheilig für das Thier ist jenes Vorurtheil, das ich unter der Benennung des Maulausräumens kenne, und was das Gebiß des Thiers eben so sehr beleidigt, als es zwecklos ist.

Man sagt nehmlich, wenn ein Pferd nicht recht frißt: man müsse ihm das Maul räumen, das heißt: der unwissende Schmied schlägt mit einem Eisen die hier und da etwas scharf hervorragenden Erhöhungen der Kronen an den Backzähnen weg. Daß er dadurch die Zähne in den Kinnbackenhöhlen locker macht, selbst die Glasur, die den Zahn umgiebt und ihm Festigkeit und Dauer gewährt, beschädigt, daran denkt er nicht und doch wird alles sein mit bedeutend weiser Miene vollbrachtes Klopfen und Schlagen dem Thiere seine verlorne Freß-

lust nicht wieder verschaffen, im Gegentheil Schmerzen hervorbringen, die peinlich seyn müssen. Wer Zahnweh kennt, wird es zugeben, daß es unmöglich wohlthätig für die Thiere seyn könne, ihre Zähne mit Schlägel und Eisen zu zerhauen. Nur Eigennutz und Unsinn der Schmiede können dieses Mittel ersonnen haben, da es ganz zwecklos, ganz der Hülfe widrig ist, einem so schon wenig fressendem Pferde sein Gebiß noch zu verstümmeln.

Da die Ursach davon im Innern, in schlechter Verdauung, in Verschleimung des Magens und der ersten Wege liegt, und oft selbst Instinkt, Trieb der Natur ist, so gebe man dem Pferde gemeines Salz aufs Futter, oder ein Gemisch von bittern Kräutern. Z. B. nehme man:

Wachholderbeere,
Fenchelsaamen,
Alantwurzel,
Spießglas,
Schwefelblumen,
gemeines Salz,

von jedem gleichviel pulverisirt und gemischt und streue dem Thiere Früh und Abends einige

Hände

Hände voll aufs Futter, und sollte es so nicht fressen, so setze man Wachholder- oder Hollundermuß, und wo auch dieß fehlte, Syrup hinzu, so viel als genug ist, um ein Electuar daraus zu verfertigen. Von diesem streiche man dem Thiere Früh vor- und Abends nach dem Futter etliche Spatel, (Löffel) mit einem dazu bereiteten Holze auf die Zunge, halte ihm dabey den Kopf in die Höh und nehme abwechselnd seine Zunge heraus, damit es schlinge. Zuvor halte man ihn zu saufen vor, weil das Wasser die Arzney im Magen verdünnt, auflößt, ihre Theilgen mehr eindringend, mehr vertheilter macht. Nach dem Einnehmen muß man es nicht thun, weil das Thier, um sich den unangenehmen Geschmack der Arzneymittel nicht zu wiederholen, selten trinkt. Zur Nahrung gebe man dem Thiere reines, trocknes, gewürzhaftes, balsamisches Häu, Häu, das auf hohen bergigten Gegenden erbaut, das bittre, aromatische Kräuter enthält.

Ist es Sommer, so überlasse man es dem Thiere selbst sich Kräuter zu suchen, die sein In-

stinkt, der eigene Zustand seiner Verdauungswerkzeuge fodert, die ihm heilbar, die ihm gedeihlich sind; nur nicht sumpfigte, naße Weide gebe man ihm, hier wird es die Kräuter nicht finden, die zur Heilung, zur Herstellung seiner Freßlust nothwendig sind. Bergigte hohe Weiden, wo gewürzhafte, balsamische, bittere Kräuter wachsen, muß man ihm anweisen. Selbst Holzungen von Erlen, Eichen, Birken, Buchen, sogar von Tannen und Kiefern gebe man ihm zur Nahrung. Das Laub, die Nadeln, die Rinde ists oft, was ihr kranker Magen, ihr schwaches Verdauungswerkzeug fodert, was ihm seine Stimmung wiedergiebt, was ihm heilbar, gedeihlich ist. Besonders thut dieses die Rinde der Eichen, die bey uns die Stelle der China vertritt und welche die Pferde bey krankem Zustande lieben. Wir wundern uns oft, wenn unser Pferd Laub, Nadeln frißt, indem wir bey einem Walde, bey einem Strauche vorbey reiten; schreiben dieß einem noch unwissenden Geschmacke des Thiers von diesen Blättern, einer blosen Spielerey unsers Pferdes zu, und doch ist es Instinkt, Auffoderung der Natur, Kenntniß

niß eines wohlthätigen Mittels, das sein vielleicht versäuerter, verschleimter Magen verlangt.

So groß, so unergründlich, so reich ist die Natur an Mitteln, die der Zerstörung, der Vernichtung, dem Tode entgegen sind. Das Thier kennt sie alle, sein Naturtrieb unterscheidet weislich, welche es genießen soll, ordnet vorsichtig, wieviel es davon fressen darf. Nur durch die Sclaverey der Menschen ist dieses wohlthätige Gefühl abgestumpft, verwischt, vernichtet worden, das den Kampf, das Streben, das endelose Ringen zwischen Zerstörung und Aufblühung, zwischen Vernichtung und Entstehung, zwischen Tod und Leben so sehr zum Vortheil der leztern entschied.

Eben so widersinnig, so zwecklos, so sich ähnlich an Unvernunft ist das Wolfszähneausschlagen. Wolfszähne sind kleine spitzige, rauhe Erhabenheiten an den Backzähnen beyder Kinnbacken, die weder das Gebiß beleidigen, noch dem Pferde das Fressen erschweren, aus

wel-

welchen ununtersuchten Gründen man sie doch herausschlägt. Auch konnte nur der tollste, mit Phisiologie, mit Naturlehre unbekannteste Verstand auf den Einfall kommen, dem Pferde den Kern zu stechen, wenn sie nicht fressen. Es ist wirklich interessant wegen seiner Ungereimheit. Ich will es näher erklären.

Die Furchen nehmlich, welche man auf der innern Fläche des Ober- oder Vorderkinnbackens gewahr wird, nennt man den Kern. Viele kleine Blut- und Schlagadern fließen hier zur Ernährung dieser Theile; selbst zwey ansehnliche Pulsadern liegen darunter, deren Verletzung gefährlich ist und die ich selbst bey einer dergleichen Operation öfnen sah. Mit einem besondern eisernen Instrumente, um die Cur wichtig zu machen, öfnete man eine von den Blutadern, die in diesen Furchen hinlaufen. Wenig Tropfen Blut kommen heraus, und die Krankheit des nicht fressenden Pferdes soll gehoben seyn.

Noch eine ähnliche, wegen ihrer Dummheit gleich stark interessante Operation ist das Hun-

ger-

gerzitzen nehmen. Hungerzitzen nennt man die Fortsetzung des Speichelcanals, der sich unter der Zunge im Rachen ergießet, und zur Auflösung, zur Verdauung der Futtermasse nöthig, ja unentbehrlich wird. Diese Fortsetzung, die bald länger, bald kürzer ist, schneidet man weg, aus dem, selbst diesen Aerzten noch dunklen, noch unerklärbaren Grunde, weil sie das Futter verzehre, daß es dem Thiere nicht gedeihlich würde. Am meisten behauptet man dieß von Pferden, die sehr mager sind, davon aber wohl der Fehler an dem Speichelsafte selbst, an der schlechten Verdauung liegt, woran aber keinesweges die Verlängerung des Speichelkanals Schuld hat, der bey allen Thieren ist. Wenn man nur beobachtete, und wie weit würde man in der Roßarzneykunde seyn, wenn man dieses thäte; wenn man von jeher mehr auf den Gang der Natur, auf Instinkt, auf Naturtrieb Acht gegeben hätte, man würde dann nicht Maulräumen, nicht Wolfszähne ausschlagen, nicht Hungerzitze nehmen, nicht Kernstechen anrathen, wenn es dem Thiere an Freßlust fehlte, wenn es erkrankte. Alle diese Mittel sind so unsinnig, so thörigt, wie

der

der Verstand, der sie gebar, der die unverschämte Keckheit hatte, sie als Cur anzupreißen.

Von Krankheiten der Augen.

Die Krankheiten der Augen gehören unter die wichtigsten, unter die gefahrvollsten, unter die zum öftern unheilbaren Krankheiten. Ihre Entstehung haben sie nicht selten bloß zu warmen, dunstigen Ställen zu verdanken, Ställen, wo der Wärter aus unrechtangewendeter Sorgsamkeit vorsichtig jedes Luftloch, jedes Fenster, jede Thürspalte verstopft, in der irrigen Meinung, dem Pferde eine Güte zu erzeigen, wenn er jedem rauhen Lüftgen den Zugang zu ihm verwehrt. Ist denn aber des Pferdes Vaterland nicht in rauher freyer Luft? Gedeihet es da nicht am besten? Jemehr wir an der Natur künsteln, destomehr verstümmeln wir sie. Das Pferd bedarf die frische freye Luft, wenn es gesund bleiben, wenn es nicht tödtlich erkranken soll. Ihm ist sie das, was dem Fisch das Wasser ist. Oefnet bey reiner Luft, selbst im kältesten Winter, dann und wann Fenster und Thüre des Stalls. Fürchtet nicht, daß die kalte

schnei=

schneidende Luft euren Thieren schadet. Die Natur ist auch da gütige Mutter für ihre Geschöpfe, wenn sie stürmt. Sie sorgt wohlthätiger als ihr, die ihr eure Thiere vor diesen Eindrücken schützen wollt.

Das Pferd in der Freyheit, in der Wildniß ist einer Menge Krankheiten gar nicht unterworfen, die ihr ihm durch eure sogenannte Pflege und Wartung zuzieht. Wie viel Pferde saht ihr zum Beyspiel aus der Wildbahne mit kranken, fleckenvollen Augen kommen? Unter eurer Obhut, unter eurer Sclaverey entsteht dieses Uebel, so wie tausend andere. Richtig bleibt es, daß je weiter wir uns von der Natur entfernen, um desto mehr, um desto gewisser wir den rechten Weg zur Erhaltung, zur Heilung verfehlen.

Kommt in eure Ställe; der Dunst, die unreine, die mit so vielen abgenutzten, im Körper des Thiers krank gewordenen Theilgen geschwängerte Luft reizet euer Auge so sehr, daß ihr vor Schmerz es nicht länger in diesem

Schlottenfange, in dieser Schundgrube, die ihr Ställe nennt, auszuhalten im Stande seyd. Euer Thier ist immer da, kann sich, angebunden nicht einmal von seinem Platze entfernen; sein Auge ist immer dem Eindrucke dieser fauligten Luft, diesem beitzenden Dunste ausgesetzt! Er reizt, er schmerzt unaufhörlich in dem Auge und es entstehen Krankheiten dieses Theils, die euer Pferd blind, die es unbrauchbar machen. Am häufigsten bringen dunstige Ställe jene Krankheit der Augen hervor, die man unter den sehr unrichtigen Namen eines Felles kennt und die nur bloß eine Verdickung der Säfte in einer Haut des Auges zum Grunde hat. Ich will diesen Mangel des Thiers näher erläutern.

Das Auge, das mit vielen Häuten umgeben ist, bekleidet unter andern eine Haut, die man Schleierhaut, auch Allgemeine = Haut, weil sie die ganzen Theile des Auges überzieht, auch Spinnenwebenförmige = Haut und auf lateinisch Tunica conjunctiva nennt. Sie ist die äusserste Haut, die man bey der anatomischen Untersuchung des Auges findet und erstreckt sich

über

über die a) durchsichtige und undurchsichtige Hornhaut bis an die sehnigte Ausbreitung des des b) Kreismuskels. Im naturlichen, das ist: im gesunden Zustande, ist sie dem schärfsten Auge unmerkbar. Ihre Gefäße und die sie enthaltende Säfte sind so fein und durchsichtig, daß alle Gegenstände hindurch und auf die c) Netz- oder Nervenhaut geworfen werden können, von da sie dem Gehirne beygebracht werden. Allein durch den Andrang mehrerer und besonders gröberer Säfte, die den feinen Gefäßgen fremd, die ihnen nicht anpassend sind und die durch

a) Unter der undurchsichtigen Hornhaut versteht man das Weiße im Auge, unter der durchsichtigen das Schwarze, Blaue oder Braune, je nachdem es von einer andern Haut, die man Regenbogenhaut nennt, seine Farbe erhält.

b) Ein Muskel, der das Auge im Zirkel bewegt und beym weidenden Pferde das Herausdringen des Augapfels verhindert.

c) Netz- oder Nervenhaut ist eine Ausbreitung des Augennervens, die die innere hintere Fläche des Augapfels auskleidet und wodurch eigentlich die Organisation des Sehens hervorgebracht wird.

durch irgend einen Reiz, wie die mit scharfen unreinen Theilgen angefüllte Luft mancher Stålle ist, herbey gelockt werden, wird diese Haut undurchsichtig und jezt erst wird sie unserm Auge merkbar.

Sehr fehlerhaft nennt man sie ein Fell, das sich nach den Meinungen der gemeinen Schmiede erzeugt haben soll. Daß dieses Fell von der Entwickelung, von der Geburt an schon da war, wissen diese Menschen gar nicht, und doch haben sie die tollkůhne Unverschåmtheit, diese Krankheit heilen zu wollen.

Bey diesem Uebel erscheint das Auge mit einem mehr oder weniger großen, trůben, dunkeln Flecke, und je nachdem er die durchsichtige Hornhaut ůberzieht, um destomehr er das Thier blind macht.

Ich muß hier gleich im Voraus ein Mittel, die Blindheit zu untersuchen, verwerfen, was ich so oft als ein ganz sicheres, das es doch nicht ist und nicht seyn kann, anwenden sah. Es ist nehmlich dieses: Man fåhrt dem Pferde mit der Hand vor dem Auge herum, und wenn es dieses zumacht, so erklårt man es als sehend.

Nichts

Nichts ist unsicherer als diese Probe. Da das Auge die mehreste Empfindlichkeit unter allen Theilen des thierischen Körpers hat, so reizt es schon der geringste Druck der Luft, der durch die Bewegung unserer Hand gemacht wird, und das Thier macht das Auge zu, demohngeachtet kann das Pferd stockblind seyn und man würde sich sehr täuschen, ein dergleichen Pferd für sehend zu halten.

Da diese Krankheit durch einen Reiz, der durch irgend etwas im Auge erregt wird, wie ich schon oben gesagt, entsteht, so folgt daraus, daß ich alle bey dieser Krankheit so sehr angeprießenen Einblasepulver ins Auge, sie bestehen auch aus den gelindesten Mitteln, ganz verwerfen muß. Man macht ja dadurch noch mehr Reiz, besonders wenn sie aus heftig zusammenziehenden beitzenden Mitteln bestehen; man vermehrt den Schaden, anstatt ihn zu mindern. Gleichwohl sind Einblasepulver bey diesem sogenannten Fell im Auge feste anerkannte Mittel. Doch da man die Krankheit selbst nicht kennt, so kann man keine richtigen, keine passenden Mittel anwenden.

Viel eher und der Natur der Krankheit angemessener würde man seinen Zweck durch gelinde zusammenziehende eindringende Mittel erreichen. Eine Auflösung von

pulverisirtem gereinigtem Salpeter,

Ammonischen Salz, (sal ammoniacum)

weissem Vitriol, von jedem ein Quentgen,

in ein halbes Maas gemeines Brunnenwasser gemischet, habe ich sehr gut befunden. Man befeuchtet das leidende Auge vermittelst eines Schwammes zum öftern des Tages damit. Auch ein Gemisch von

Kampferspiritus, etliche Löffel, und

ein halb Maaß Bleywasser

thut hier gute Dienste. Da die Heilung dieser Krankheit, Verdünnung der flüßigen, stockenden, feinen, wässerigten Säfte und eine vermehrte Thätigkeit der Gefäße erfordert, so glaube ich die richtigsten, hieher passenden Mittel gewählt zu haben.

Sollten allzuwarme dunstige Ställe an der Entstehung dieses sogenannten Felles Schuld seyn, wie es gewöhnlich der Fall ist, so würden alle Mittel fruchtlos seyn; sobald man nicht

die

die Ursache der Krankheit von den Thieren, oder die Thiere von den Ursachen entfernte, und ihnen einen andern, reinen, luftigen, hellen Stall zum Aufenthalte anwieß.

Eben auch diese Haut ist es, die bey der Druse, bey dem Abzahnen junger Pferde und bey heftigem Schmerz, als z. B. Colick und dem äusersten Grade des Verschlags entzündet zu seyn scheinet. Durch den mehrern Antrieb des Blutes nach dem Kopfe, der sowohl bey der Druse und dem Abzahnen als durch einen heftigen Schmerz erregt wird, verirren sich Farbetheilgen des Blutes in diese sonst ganz weißen, durchsichtigen, limphatischen Säfte der Schleierhaut und man nimmt rothe Streifen wahr, die auch nach einem geringen Schlage ins Auge aus eben der Ursache herkommen.

Ist sie bey Colick, bey dem höchsten Grade des Verschlags, entzündet; so ist es ein sicheres Kennzeichen des Todes; ein Beweis, daß der Schmerz das Nervensistem und dieses das Blutsistem in eine so große Unordnung gesetzt hat, daß das Leben unterliegt.

Verdunkelung der wässerigten Feuchtigkeit im Auge.

Dieß ist eine Krankheit, die öfterer noch vorkömmt, als die vorhergehende, die aber auch minder gefährlich für das Gesicht des Thiers ist. Man kann sie von der Verdunkelung der obenerwähnten Haut leicht unterscheiden. Man stelle sich nur seitwärts und beobachte, ob die Lichtstrahlen die ganze Oberfläche der Hornhaut auf gleiche Weise durchdringen. Ist dieses, so liegt der Fehler ohnstreitig an der wässerigten Feuchtigkeit. Dieß ist eine von denen drey Flüssigkeiten, die den Augapfel wölben, und in verschiedenen Abtheilungen, die man Kammern nennt, enthalten sind. Sie ist bey der anatomischen Untersuchung des Auges die erste, die uns zu Gesichte kömmt und dient hauptsächlich dazu, die vordere Fläche des Augapfels gewölbt und das Auge selbst geschmeidig und rein zu erhalten.

Zum öftern ist diese Krankheit nur Folge von der Druse und dem Abzahnen junger Pferde, besonders bey dem Ausbruche der Hacken und

Eckzähne, wo der Andrang des Bluts nach dem Kopfe, wie ich schon vorhin erwähnte, vermehrt wird. Jedoch bey der Abnahme der Druse und bey dem völligen Ausbruch der Zähne bekömmt auch die wässerigte Feuchtigkeit ihre natürliche, reine, durchsichtige Helle wieder.

Besonders ist mir der Fall gewesen, wo ich eiterartige Materie hinter der Hornhaut, ja selbst Würmer, die Spulwürmern glichen, fand.

Der graue Staar,
oder
Verdunkelung der Cristallinse.

Da die Cristallinse gleich hinter dem Sterne oder Sehloche, das ist die elliptische Oefnung, welche die d) Regenbogenhaut umgiebt, liegt, so bemerkt man sie im gesunden Zustande ihrer Durchsichtigkeit wegen gar nicht. Nur dann erst, wenn sie anfängt, sich zu verdunkeln, wird sie unserm Auge sichtbar. Gemeiniglich entsteht diese Krank-

d) Eine Haut, die den Augapfel in zwey Halbkugeln theilt und der durchsichtigen Hornhaut die Farbe giebt.

Krankheit mit kleinen weißen, nur Kennern merkbaren Punkten, die nur erst, in der Folge zu jener Größe anwachsen, wo sie den Lichtstrahlen den Durchgang verwehren.

Da die Cristallinse zum Sehen nicht eigentlich unumgänglich nothwendig ist, so wendet man bey den Menschen die Operation des Staarstechens an, das heißt: man öfnet die Schleierhaut und die gleich darunter liegende durchsichtige Hornhaut und drückt mit einem Instrumente die Cristallinse in die hintere Kammer des Auges ganz zurück oder zieht sie heraus. Die wässerigte Feuchtigkeit, die zwar bey dieser Operation ausläuft, erzeugt sich in kurzer Zeit bey Ruhe und Diät wieder und der Mensch lernt mit Hülfe einer Staarbrille die Gegenstände wieder unterscheiden. Allein da diese Operation aus folgenden Gründen bey den Pferden gar nicht anzuwenden möglich ist, so ist und bleibt die Krankheit bey diesen Thieren ganz unheilbar; denn nie haben wir das Auge des Thiers bey allen Fesseln und Binden und bey einer Menge starker thätiger Menschenarme so in unserer Gewalt,

walt, daß wir die kleinste Bewegung verhindern könnten, welches bey dieser Operation so unumgänglich nothwendig ist und dann würde sich bey dem Pferde die wässerigte Feuchtigkeit wegen seiner Unruhe weit schwerer und fast gar nicht wieder erzeugen, so wie auch die Heilung der Hornhaut weit sparsamer, als wie bey dem Menschen, vor sich gehen würde, dem ich nur sagen darf, daß Ruhe die erste Erforderniß zur Heilung ist. Und gesetzt auch die Cur käme würklich zu Stande, so würde das Lächerliche, ein Pferd mit einer Brille zu reiten, oder vor die Carosse zu spannen, die ganze Cur nicht anwendbar machen. Und wer nicht bloß am Schreibetische Roßarzt ist, wer die Stärke und Unruhe dieses Thires bey dergleichen Operationen kennt, wird die Heilung des grauen Staars bey Pferden mit mir schon aus den ersten Gründen verwerfen.

Der schwarze Staar.

Der schwarze Staar oder gänzliche Unthätigkeit des Augennerven und der aus ihm entspringenden Netzhaut (retina) ist die unkennt-

lichste, die gefährlichste, die unheilbarste Krankheit des Auges. Selten entdeckt man sie selbst, nur ihre Folge, der gänzliche Mangel des Gesichts, lehrt uns ihr Daseyn. Alle Theile des Auges sind bey dieser Krankheit so rein, so klar, wie im gesunden, natürlichen Zustande. Unser eigenes Bild prallt mit den hineinfallenden Lichtstrahlen eben so rein, so klar, so deutlich zurück, als wie wir es bey dem gesundesten Auge jedes Thiers erblicken. Nichts macht uns diese Krankheit bemerkbar, als die unverändert stehende Pupille, jene ovale Oefnung, die von der Regenbogenhaut gebildet wird. Diese Oefnung oder Sehloch muß sich im gesunden Zustande erweitern und verengern, ie nachdem die Menge der einfallenden Lichtstrahlen es zum Zusammenziehen reizen. Im Dunkeln ist sie erweitert; im Hellen verengert. Man führe daher, um diese Krankheit zu untersuchen, die so schwer zu erkennen ist, das Thier jähling aus einem dunklen Stall ins Lichte. Sehr deutlich wird man bemerken, wenn das Auge frey von dieser Krankheit ist, wie jene genannte Oefnung sich nach und nach verengen wird und so auch umgekehrt, wenn

man von hellem Lichte weg es in einen dunkeln Stall führt. Oder man drücke dem Thiere das obere Augenlied nieder, halte es in diesem Zustande etliche Minuten; jähling lasse man ihm dann wieder seine Freyheit, und ist es gesund, so wird man wahrnehmen, wie das Sehloch, um sich vor den zu jähling und heftig einfallenden Lichtstrahlen zu schützen, sich verengen wird.

Allein bleibt bey allen diesen Proben die Pupille unverändert stehen, verengt sie sich bey den einfallenden Lichtstrahlen eben so wenig, als sie sich bey deren Verminderung erweitert, so hat das Pferd den schwarzen Staar, eine Krankheit, die um deswillen ganz unheilbar ist, weil die Ursache davon an dem Sehnerven selbst liegt, der dem Auge allein Leben, Thätigkeit, Wirkung und Bewegung giebt. Muthmaßlich leidet er durch einen Druck bey seinem Ausgange im Gehirne, so daß weder die Gegenstände, die von den einfallenden Lichtstrahlen auf die Netz- oder Nervenhaut geworfen werden, dem Gehirne beygebracht werden können, noch daß er dem Auge von da aus Bewegung geben kann.

Die Mondblindheit.

Wir kommen nun auf eine Krankheit des Auges, die man Mondblindheit nennt. Es ist eine leichte Entzündung der Augen, die durch eine reizende Schärfe, die vom Blute aus, dahin abgesetzt wird, entsteht. Man sagt sie stehe mit dem Wechsel des Mondes in Verbindung. Durch den Reiz, der von der von dem Blute aus dort abgesetzten Schärfe erregt wird, ist der Zufluß der Thränen häufiger als im gesunden Zustande. Allein da durch die Entzündung und ihre Folge, der Geschwulst, der abführende Thränenkanal verstopft ist, so laufen die Thränen über den Damm, den das untere Augenlied bildet.

Gemeiniglich ist sie mit der Krankheit, die man

Thränenfistel

nennt, verbunden, wenigstens ist diese letztere oft Folge von ihr. Bey dieser Krankheit ist die Ursache eine gänzliche Verstopfuug des abführenden Thränenkanals, der bey dem innern Augenwinkel anfängt und sich in dem sogenannten falschen Nasenloche endigt. Die Thränen fliessen

sen daher über das untere Augenlied hinweg, und richten durch ihre Schärfe, Zerstöhrung in den Haarwurzeln an, über die sie bey ihrem Lauf hinweggleiten. Nichts verunstaltet daher ein Pferd fast mehr, als diese Krankheit, deren Heilung wo nicht ganz unerreichbar, doch wenigstens sehr beschwerlich bleibt.

Da selbst der Reiz, als die Ursache der Entzündung, in der Folge der Krankheit von den sich hier sammelnden und scharf werdenden Thränen vermehrt wird, so muß, den natürlichen Abfluß der Thränen wiederherzustellen, das erste Augenmerk des Arztes seyn. Man wird dieses durch Einspritzung in den Ausgang des Thränenkanals von einem Decoct aus erweichenden und zertheilenden Mitteln erreichen. Man nehme z. B.

Hollunderblüten,
gemeine Camillenblumen,
Pappelblumen, von jeden 2 Unzen oder
4 Loth,

koche alles dieses in zwey Maaß gemeinen Brunnenwassers, lasse ein halbes Maaß davon einkochen und hebe das Durchgeseichte zum Gebrauche

brauche auf, wo man es mehr kalt als warm anwendet.

Das Auge selbst befeuchte man öfters des Tags vermittelst eines Schwammes, der in sehr verdünntes culartisches oder Bleyextract-Wasser, was man in jeder Apotheke officinel hat, getaucht ist, oder auch in Wasser, wovon ein halbes Maaß mit einem Quentgen Kampfergeist geschwängert ist. Man stelle das Thier in einen reinen, luftigen Stall, mache ihm täglich bey jeder Witterung Bewegung in der freyen Luft. Und da öfters auch der gehemmte freye Umlauf des Bluts im Hinterleibe, das nun vermehrt nach dem Kopfe zuströmt, wo es weniger Widerstand findet und folglich die Entzündung vermehrt, Schuld ist, so gebrauche man die Aloe in zertheilter Dosis als gelind abführendes und eröfnendes Mittel, wie ich sie in dem Kapitel vom Purgiren der Pferde anrathen werde.

Dieß wären die Krankheiten der Augen, die oft so verborgen sind, daß sie nur Kennern sichtbar werden und nur mit Hülfe der Kenntniß

und

und Beobachtung gesunder Augen ist man im Stande, kranke richtig beurtheilen zu lernen.

Nichts verdient daher bey Einkauf eines Pferdes mehr unsere Aufmerksamkeit als die Augen und nichts ist oft schwerer zu entdecken als ihre Mängel. Der Standort des Pferdes, seine mehrere oder wenigere Helle, die schiefe oder gerade Stellung des Beobachters selbst, sind im Stande einen täuschenden Betrug über diese Theile zu werfen.

Um nicht zu irren, führe man das Pferd an einen mäsig hellen Ort, damit nicht zu viele Lichtstrahlen das Auge treffen, denn wenn sie zu zahlreich und zu senkrecht einfallen, hindern sie eine genaue Beobachtung. Es darf auch kein Gegenstand in der Nähe seyn, der die natürliche Farbe des Auges verändern könnte, wie z. B. viel Roßtäuscher die dem Stande des Pferdes gegen über stehende Wand weißen lassen, um dadurch die Fehler der Augen ihrer Pferde zu verbergen. Man wählt sodann einen solchen Standpunct, aus welchem man die verschiedenen Theile der Augen am deutlichsten unterscheiden kann und beobachtet:

1) Die

1) die Größe derselben. Große Augen sind eine Schönheit; kleine werden Schweinsaugen genennt.

2) Die Gleichheit. Ein großes Auge neben einem kleinen ist schon verdächtig, wie wohl sie auch von Natur ungleich und doch deswegen ohne Fehler seyn können. Man unterscheidet die natürliche Ungleichheit von der kranken dadurch, daß in der erstern die den Augapfel beschirmende und bildende Theile ein völlig gesundes Ansehen haben, im Gegentheil man bey der zweyten Mängel gewahr wird, die ich oben genannt habe.

3) Die Lage. Sie müssen mit der Oberfläche des Kopfs gleich laufen. Liegen sie zu tief, so geben sie dem Thiere ein trauriges, oft auch ein heimtückisches Ansehen, da es im Gegentheil, wenn sie zu weit heraussteben, dumm und wild scheint.

4) Die Augenlieder. Augenlieder, die gleichsam angeleimt sind, unnatürlich herunter hängen, Erschlaffung des einen oder des andern Augenlieds, Geschwülste, Augenwimpern, die so verdreht sind, daß sie ihre Spitzen einwärts

nach

nach dem Auge hinrichten. Alles dieß muß man für eben so viel Krankheitsumstände halten, als es wenigstens sichere Kennzeichen einer Schwäche dieser Theile sind. Besonders verdient das untere Augenlied eine große Aufmerksamkeit. Bemerkt man an selbigem eine Art Rinne, welche von der Schärfe überflüßiger Thränen herrührt, so hat das Thier jene periodische Augenentzündung, die man Mondblindheit nennt! Auch wenn das Auge nicht fließt, verräth sie sich dadurch, daß das kranke viel kleiner und trüber zu seyn scheint als das gesunde; das untere Augenlied ist geschwollen und nicht selten bezeigt sich das Thier sehr unruhig dabey.

5) Die Reinheit und Durchsichtigkeit der Hornhaut und wässerigten Feuchtigkeit, ohne welche man weder den Stern noch die Regenbogenhaut mit ihren schwarzen Bläsgen, welche man Rußkörner nennt, und noch weniger die weiter hinten liegenden Theile deutlich erblicken kann und welche bey der Untersuchung unsere schärfste genauste Aufmerksamkeit verdient.

Ein Fleck, oder so genanntes Fell, auf der durchsichtigen Hornhaut verursacht nach seinem

größern

größern oder geringern Umfange eine Verdunkelung des Auges, selbst wenn der Fleck nicht groß ist, aber doch gerade den Stern verdeckt, folglich das Einfallen der Lichtstrahlen hindert, benimmt doch dem Thiere das Gesicht.

Eine Ansammlung eiterartiger Materie hinter der Hornhaut, eine Verdickung oder Verdunkelung der wässerigten Feuchtigkeit können verursachen, daß das Auge die sich ihm darstellenden Gegenstände gar nicht, oder doch sehr undeutlich sieht.

Jedoch bey der Druse bey Fohlen, die abzahnen, ist, wie ich schon erwähnt habe, eine leichte Entzündung des Auges, eine geringe Verdunkelung der wässerigten Feuchtigkeit selbst nur Folge von diesen und verliert sich mit Abnahme der Druse oder dem Ausbruche der Pferdezähne wieder.

Alle diese Mängel der Hornhaut und der in ihr enthaltenen Flüßigkeiten wird man gewiß entdecken, wenn man das Auge von Punkt zu Punkt und von allen Seiten betrachtet, seinen Standpunkt manchmal verändert und das Thier von Gegenständen entfernt, die das Auge mit

täu=

täuschenden Farben mahlen könnten. Jene schon angegebene Untersuchung, dem Thiere das obere Augenlied einige Minuten zuzudrücken und dann jähling zu öfnen, oder es aus einem dunklen an einem hellen Ort zu führen, wird uns von dem Daseyn des sogenannten schwarzen Staars, des gänzlichen Mangels des Gesichts überzeugen.

Der Dummkoller.

Nach den Augenkrankheiten ist der Dummkoller eine in Deutschland am häufigsten vorkommende Krankheit. Am meisten ist sie den Holsteinern eigen und auch jeder andern Roßart Pferden, die in sumpfigten, nassen, sauern Weiden erzogen wird.

Ihre Zufälle sind nach der wirkenden, nach der die Krankheit hervorbringenden Ursache verschieden. Sie folgen langsam auf einander und erreichen nur spät den äusersten Grad derselben.

Bey der Entstehung dieser Krankheit wird es schwer, ihre Zufälle wahr zu nehmen. Am wenigsten kann man durch jene vorurtheilvolle

und doch sehr angepriesene und bekannte Proben das Daseyn dieser Krankheit erweisen, wo man nehmlich dem Pferde den Finger in die Ohren steckt, und wenn es sich sträubt, es von dieser Krankheit frey spricht, oder wenn man ihm die vordern Beine kreuzweiß über einander stellt, und wenn es solche in dieser Lage stehen läßt, das Thier für dumm erkennt. Nichts ist trüglicher als diese Mittel, die man zu der Untersuchung dieser Krankheit anwendet. Ich selbst weiß mehr als zu viele Beyspiele, wo sich fromme, geduldige, ganz gesunde Pferde den Finger in die Ohren legen ließen und dennoch nichts weniger als kollrig waren. Und eben so viele Beyspiele weiß ich auch, wo die dummkollerigsten Pferde es nicht erlaubten, daß man ihnen die Beine kreuzweiß über einander sezte.

Sichere und der Natur der Krankheit angemessenere Kennzeichen sind wohl folgende: Das Pferd, das bis jezt noch munter, lebhaft, ohne Absetzen, frißt, noch sanft ist, dessen ganzes Benehmen noch feurig, thätig, noch wild ist, das

selbst

selbst beym Reiten, noch Anlehnung auf das Mundstück, noch Fühlung auf die ruhigste feinste Faust, auf den gelindesten Schenkel hat, wird doch mehr auf die rechte oder linke Hand dringen, oder alle Bewegungen, die es von der geraden Linie abbringen, ungern machen. Ich sage nicht, daß es sich dem Willen des Reiters widersetzen wird; nur dann, wenn wir ihm mit der Faust völlige Luft geben, es ganz seiner Willkühr überlassen, werden wir finden, daß es entweder rechts oder links, oder geradeaus am liebsten geht, daß es selbst Zäune, Graben und andere Gegenstände nicht aufhalten, daß es wenigstens bis an diese nicht dringen sollte.

Dieß sind die Zufälle, die Folgen des ersten Grads; jezt ist die Krankheitsursache noch neu, leicht noch, sie zu vernichten, wenn sie nicht in einem Aufwuchs der Knochen der Hirnschale selbst, oder in einer tief verborgenen unauflößbaren Verhärtung im Hinterleibe sitzet, die hier den freyen Umlauf des Blutes hemmt, es nöthigt, vermehrt nach dem Kopfe zu dringen und diese Krankheit hervorbringt, welche dann in beyden Fällen unheilbar wäre.

Einen

Einen schon höhern, schon gefährlichern, weniger heilbaren und mit mehrern wiederkehrenden Folgen begleiteten Grad hat die Krankheit erreicht, wenn das Thier schwermüthig und düster, wie in Gedanken verloren, unaufmerksam auf Alles, was um ihm vorgeht, im Stalle steht; nur dann und wann mit einem langen anhaltenden Othemzuge, wie aus einem Traume, aus einer Betäubung erwacht, eben so auch frißt, das Futter mehrere Minuten lang im Rachen behält, ohne es zu zermalmen, dann wieder fortkaut und mit diesen gedankenvoll scheinenden Absätzen sein ganzes Futter verzehrt. Långerhin wird nun auch sein Auge melancholisch, stier und unbeweglich; es wirft seine Blicke nur immer auf einen Gegenstand und nur mit Zwang folgt es dem Willen seines Reiters; in jedem Gange, welchen der Reiter annimmt, hebt es seine Schenkel übernatürlich hoch, als gieng es im Wasser; seine Empfindung und Gefühle verliert es immer nach und nach mehr; es achtet auf keine Hülfe und nur selten gehorcht es durch Strafen der Willkühr seines Reiters; im Freyen, unangebunden bemüht

müht es sich nicht unserer Sklaverey zu entkommen; Gedankenvoll und melancholisch traurig steht es in der mit Kräutern und Pflanzen aller Art bewachsensten Aue, die sonst seinen Gaum kitzelten, eben so, als wie bey einem angefüllten Kasten mit reinem schwerem Hafer, und frißt es ja, so geschieht es mit jenen langen anhaltenden Absätzen, von welchen ich schon oben sprach. Aus seiner Betäubung scheint es jetzo gar nicht mehr zu erwachen; sein Auge wird stierer, wilder sein Blick und es stürzt oft, wie trunken nieder, nachdem es sich kaum auf seine schwankenden Schenkel wieder erhoben hatte. Die schleunigste, die aufmerksamste Hülfe ist nun nöthig, wenn das Thier nicht ein Raub dieser Krankheit werden soll, und bey allem Fleiß wird man den bis zu diesem Grad angewachsenen Dummkoller nicht von Grundaus heben, wenigstens nicht vor einen Rückfall schützen können.

Da die Krankheitsursache zu erfahren, das erste Augenmerk des Arztes seyn muß, so ist es nöthig, meine unerfahrne Leser, daß ich

euch erstlich diese kennen lehre, ehe ich die Hülfen der Krankheit angebe.

Durch richtige phisiologische Theorie und einer Menge Erfahrungen ist es erwiesen, daß der Dummkoller aus einem vermehrten Andrange des Blutes nach dem Kopfe entsteht, entweder, weil der Hinterleib nicht frey ist, das Blut hier in seinem Umlaufe gehemmt und folglich, nach dem allgemeinen hidraulischen Gesetz jeder Flüßigkeit, dahin strömt, wo es den wenigsten Widerstand findet, oder weil im Kopfe selbst ein Reiz vorhanden ist, welcher mehr Zufluß herbeylockt; dadurch wird nun in den Kammern des Gehirns, die stets mit einer dampfenden Feuchtigkeit angefüllt sind, mehr wässerigtes Wesen abgesondert, als die zurückführenden Blutadern aufnehmen können. Das Gehirn wird nun von da aus gedrückt und in seiner Wirkung auf die thierische Maschine mehr oder weniger gehemmt und alle Stufenweis beschriebene Zufälle erscheinen.

Daher findet man auch bey jedem nach dem Tode geöfneten dummkollerigten Pferde

Wasser

Wasser in den Gehirnkammern, in der einen oft mehr als in der andern, woher sich das Rechts- oder Linksdrängen im Anfange dieser Krankheit erklären läßt.

Nach Versuchen, die wir in der Roßarzneyschule zu Dresden unter der Oberaufsicht des Herrn Oberstallmeisters, Freyherrn von Schwinarsky und meines mir unvergeßlichen Lehrers, des Herrn Professor Reuters anstellten, wo wir ein von Dummkoller freyes Pferd auf der Hirnschaale trepanirten, und das Gehirn, vermittelst einer Stricknadel, an deren Ende wir ein Stück Pfropf gebunden hatten, drückten, sahen wir alle beschriebene Zufälle jener Krankheit hervorkommen. Nachdem der Druck den Augennerven mehr oder weniger traf, je nachdem wurde das Auge stierer und unbeweglicher und je nachdem wir den Druck mehr rechts oder links anbrachten um destomehr drängte das Pferd auf diese oder jene Seite.

Verhärtete Drüsen im Hinterleibe, selbst veraltete und verhärtete Excremente, die die

freye Circulation des Blutes verwehren, sind am meisten die Ursachen, die gewöhnlichsten Schöpferinnen dieser Krankheit. So sah ich, zum Beyspiel, Bauern ihre Pferde vom Dummkoller heilen, wenn sie sie etliche Wochen auf die Weide jagten. Das junge Gras purgirte die Thiere, reinigte ihren Unterleib, daß das Blut freyer circuliren konnte, und so war dann die ganze Cur gemacht.

Selten sind Schmisse, Schläge auf den Kopf, die die festen Theile schwächen, den Gefäßen ihre Schnellkraft, ihre schwingende Bewegung benehmen, die Ursachen des vermehrten Blutzuflußes; noch seltener sind es Auswüchse nach einwärts von der Hirnschaale selbst, die unmittelbar das Gehirn drücken.

Gelegenheitsursachen sind dunstige, warme Ställe, gegen die ich Euch nicht genug warnen kann und die jene üblen Folgen von der allzustarken Sonnenhitze gemein haben, daß sie die festen Theile schwächen, ihnen ihre Elasticität benehmen und zur Anhäufung der Flüßigkeit Gelegenheit geben. Wäre dieses der Fall

bey

bey kranken Thieren, so entferne man sie schnell aus dergleichen Ställen, die Mordgruben, die lebendige Gräber für die Thiere sind; man gebe ihnen einen reinen luftigen Aufenthaltsort, oder ist die stete anhaltende Aussetzung des Thiers an zu heftige Sonnenhitze die Ursache, die eben die Gefäße so erschlaft, erweitert, den Andrang des Blutes nach dem Kopfe vermehrt, wie die Stalldunst, so gönne man dem Thiere einen reinen kühlen Ort, Erholung und Ruhe und wende folgende Mittel an, von denen ich in dem chursächsischen Marstall und bey mehrern Privatpferden den besten Erfolg sah. Man nehme nehmlich:

Aloe hep. 1½ Quentgen,
Glaubersalz 8 Loth,

pulverisire es und löse es in einem Maase Wassers, das mit Mehl geschwängert ist, auf; den ganzen Trank gieße man dem Thiere auf einmahl ein e) und das Früh vor dem Futter, Abends den

e) Bey einem Einguß, der allemahl durch den Rachen, nie, wie sonst geschah, durch die Nase gegeben werden muß, wird dem Pferde eine Schnure, vermittelst einer Schleife um die obern Schneidezähne

den nehmlichen Trank wieder in gleichem Maase und auf gleiche Art, und so fahre man so lange fort, bis das Thier anfängt zu purgiren, das gemeiniglich bey anhaltendem Gebrauche den dritten Tag geschieht; doch erfolgt dieses bey einem Thiere früher, bey dem andern später und eher als der Zweck erreicht ist, setze man die Medicin nicht aus. Zugleich gebraucht man des Tags etliche Clistire, die aus Leinsaamenöl oder Camillen oder Pappelblumen, mit etwas Kochsalz

zähne geschlungen, das andere Ende dieser Schnure aber wird über einen Balken, einen Baumast, oder einen andern höhern Gegenstand, als des Pferdes Kopf ist, gezogen und so dem Thiere der Kopf in die Höhe gehalten; nun giebt man den Trank aus einer Flasche, die mit einem etwas langen Hals versehen seyn muß, und die am dauerhaftesten und für das Thier am wenigsten gefährlich ist, wenn sie von Blech verfertiget, zwischen den Hacken und Backenzähnen hinein. Sollte dieses durch eine gläserne oder irdene Flasche geschehen, so muß man vorsichtig damit umgehen, um nicht mit dem Halse der Flasche unter die Backzähne zu kommen, da das Pferd den Hals abbeißen und die Scherben verschlucken könnte. Mit dem Eingusse muß man etwas absetzen, damit das Thier Zeit zum Schlingen gewinne; auch nehme

salz geschwängert, bestehen können; doch müssen sie nie wärmer angewendet werden als die Clistirmasse kühle genug ist, einen Tropfen davon auf unserm Auge zu dulten.

Die ganze Diät dieser Cur ist, daß man dem Thiere nur drey Theile seines gewöhnlichen Futters reiche und ihm Mehlsaufen vorhalte. Säuft es aber dies nicht gern, so gebe man ihm reines Quellwasser; nie zwinge man dem Thiere ein Getränke an, das es vielleicht eben so ungern genißt, als wie manche von uns den Ha-

nehme man ihm die Zunge dann und wann heraus und lasse sie wieder fahren, damit es um desto mehr zum Schlucken genöthiget werde. Bey der ganzen Operation wird dem Thiere vermittelst der Schnure der Kopf in die Höhe gehalten, und nur dann, wenn man glaubt, daß das Thier alles verschluckt habe, wieder herunter gelassen. Lächerlich ist jene Gewohnheit, die Unwissende nur allzu oft begehen, wenn sie bey dem Eingeben dem Thiere die untere Fläche des Halses abwärts streichen, in der Absicht, um das Geschlungene desto schneller durch den Schlund in den Magen zu bringen; sie wissen aber nicht, daß der Druck ihrer Hand bloß die nach ausen liegende Luftröhre trift und der tief dahinter liegende Schlund ganz und gar nichts davon empfinden kann.

ferkritztrank. Sein Geschmack ist so verschieden, nur nicht so verstimmt, als der unsrige.

Alle Tage eine gelinde Bewegung in frischer, freyer, kühler Luft ist zugleich mit eine Arzney für das Thier. Man unterlasse sie deswegen eben so wenig, als dem Thiere einen reinen, kühlen, luftigen Stall anzuweisen, der, ist es Sommer, die Nächte hindurch ganz offen und im Winter, da aber überdieß diese Krankheit seltener hervorkommt, wenigstens am Tage geöffnet seyn muß.

Hat das Thier gehörig purgirt, so setze man auf 14 bis 18 Tage alle Medicin aus, nur mit Schonung des Thieres, und mit der vorherbeschriebenen Wartung fahre man fort. Lag die Schuld nur in veralteten und verhärteten Unreinigkeiten, in schleimigten, zähen Excrementen, wie sehr oft bloß der Fall ist, welche Unreinigkeiten und Excremente dem Blute die freye nöthige Circulation versagten und seinen Zufluß nach dem Kopfe in vermehrter Menge drängten, so hat man das Uebel gehoben. Die Zufälle werden nun nachlassen; der Kopf des Thieres wird weniger

niger eingenommen, das Bewustseyn freyer seyn, und alle Symptoms der Krankheit werden sich nach und nach verlieren, nachdem das richtige Verhältniß des Blutumlaufs wieder hergestellt, die festen Theile ihre Stärke und zurückwirkende Kraft wieder erhalten haben werden. Vor einen wiederkehrenden Rückfall der Krankheit das Thier zu schützen, ist nun Sorge des Arztes.

Die geschwächten, erschlaften Dauungswerkzeuge des Thiers waren die ersten vorzüglichsten Ursachen dieser Krankheit; Anhäufung von Unreinigkeiten eine Folge von ihnen. Diese nun zu stärken, ihnen ihre Wirksamkeit, ihr Dauungsvermögen wieder zu geben, muß unsere Absicht und Bemühung seyn. Man wird dieses erreichen, wenn man dem Thiere ein Gemisch von

gemeinem Kochsalze,
Wachholderbeeren,
Fenchelsaamen,
Anissaamen und
Alantwurzel, von jedem gleichviel, zubereitet und von diesem Pulver dem Pferde auf iedes

Fut-

Futter etwas streut. Sollte es sich aber weigern, das Futter mit dieser Würze zu fressen, so nehme man Honig, oder Wachholder- auch Hollundermuß, soviel als nöthig ist, eine Latwerge daraus zu verfertigen; noch besser wird sie, wenn man ein Pfund zerriebenen Meerrettig dazusetzt. Vom diesem Electuar streiche man dem Thiere Früh, Mittags und Abends etliche Spatel voll auf die Zunge.

Hätte aber das vorhergehende Mittel die Krankheit nicht gehoben, säße die Ursache davon tiefer, so lasse man dem Thiere aus folgenden Speciebus Pillen in der Apotheke verfertigen, von welchen man ihm Früh 2 Stück, zu Mittage 2 Stück und Abends 2 Stück eingiebt f.)

Gum. camph.
Kerm. miner. āā ʒij
Sal. amon. ℥j

Assa

f) Bey Eingebung der Pillen bedient man sich eines Instruments, welches man Maulgatter nennt, und das man gewöhnlich bey einem jedem Schmiede findet. Es hindert das Thier an den Zerkauen der Pillen. Den Kopf hält man ihm dabey hoch und die Pillen bringt man so weit, als man kann, mit der Hand in den Rachen hinunter.

Assa Foedit. ℥v
Nitr. depur.
℞ Rad. irid. Flor
— — Enul. āā ℥vj
Herb. Belladon. ℈ß
Mel et roob Junib. S. q.
M. f. Pillulae.
Pond ℥j

Mit dieser Medicin fährt man drey Tage hintereinander fort, dann setze man zwey Tage ganz aus, und so verfahre man 10 bis 12 Tage.

Zugleich lasse man dem Thiere ein Fontanel g) an einem der beyden Hinterschenkel machen,

g) Diese Operation die mehrentheils alle Schmiede verstehen, geschieht, wenn man vermittelst eines Bisturis die Haut ohngefähr ein Zoll in die Breite durchschneidet, und sie vermittelst eines Instruments, welches man eine Fontanelnadel nennt, sucht in einem spannenlangen Umfange von Zellgeweben und den darunter liegenden Muskeln zu trennen, in die Oefnung Steinöl und Terpentinöl, von jedem anderthalb Quentgen gißt, die Oefnung mit etwas Werk verstopft und nach drey bis vier Tagen, da der Eiter genug gekocht seyn wird, es öfnet, welches am Grunde des Geschwürs, vermittelst eines Einschnitts durch die Haut und mit Herausnehmung des Werks am obern Ende geschieht,

chen, das man zu der Zeit seiner Reife, die ohngefähr nach drey bis vier Tagen seyn wird, gut reinigen und mit kaltem Wasser waschen muß.

Von den Fontanels, die in so vielen Krankheiten die besten, die sichersten, die einzigen Hülfsmittel sind, sah ich in dieser Krankheit, nebst der Belladonna, immer noch die besten Folgen. Selbst vor gänzlichen, nur Kennern merkbaren Rückfall schützen sie das Thier.

Es scheint zwar meiner vorigen Theorie von den Ursachen, welche den Dummkoller hervorzubringen

geschieht, die Materie zweymahl des Tags Früh und Abends herausdrückt, den Umkreiß mit kaltem Wasser reinigt, das man des Tags nicht oft genug wiederhohlen kann. So lange der Reiz wirkt, so lange es eitert, darf sich das Thier nicht legen; es muß hochgehangen und sorgfältig vermieden werden, daß sich das Thier das Geschwür nicht mit den Zähnen aufbeiße. Jene Operationes, das Haarseilziehen und das Lederstecken, haben den nehmlichen Zweck; alle wirken als künstliches Absonderungsmittel; locken mehr Säfte nach dem gereizten Theile und bahnen dem Blute einen Weg, fremde, ihm unähnliche Theilgen, Krankheitsmaterien, auszuwerfen. Da sie sich alle in ihrer Absicht und in ihrer Wirkung gleich sind, so ist es auch eins, welche Operation man bey dem kranken Thiere anwendet.

bringen im Stande sind, zu widersprechen, wenn ich selbst bey fortdauernder Dummheit ein Fontanel auf der Calote, gerade unter den Zopfhaaren auf der Stirne, anrathe. Da Reiz, vermehrter Zufluß der Säfte, diese Krankheit hervorbringt und diese nehmlichen Folgen das Fontanel hat, so wird man diese Cur sehr unrichtig finden. Allein der Schmerz selbst ist ein Zufall, welcher die Lebenskraft zur Heilung auffordert, die Gefäße in vermehrte schwingende Bewegung, das Nervensistem in erneuerte Thätigkeit setzt, und bey der Hartnäckigkeit dieser Krankheit unentbehrlich wird. Es ist das letzte aber immer das sicherste Heilmittel dieser Krankheit.

Aber nichts ist schädlicher und doch bey dieser Krankheit gebräuchlicher als das Aderlaßen. O Leser, die ihr eure Pferde liebt, seyd behutsam mit diesem Mittel. Es ist die allermeistenmahle schädlich, verderblich, der Krankheit widrig, immer gefährlich, oft tödtlich und im ganzen genommen fast ganz entbehrlich. Am meisten schadet es bey cronischen, bey langwierigen Krankheiten. Es schwächt die Lebens-

kraft noch mehr, die in allen diesen Krankheiten schon zu sehr gesunken ist. Im Fieber angewendet, stört es die Natur, reinigt nie, vermindert nur das Blut. Bey dem Dummkoller hilft es auf etliche Tage, weil es die Menge des Blutes ausleert, die den Kopf, das Gehirn drückt; aber nie hebt es die Ursache des Andrangs, des Reizes. Roßtäuscher öfnen dummen Pferden eine Ader, wann sie es den Tag nach dem Aderlaß verkaufen wollen; ein Betrug, der nur zu bald sichtbar wird, wenn die Menge des Bluts ersetzt, die Ursache der Krankheit übrigens nicht gehoben ist.

Bewiesen ist es, das Schwäche der Gehirnorgane zu den Ursachen, zu den Folgen dieser Krankheit gehört. Kann nun Aderlaßen, das schwächendeste aller Mittel, wodurch man Hyänen und Tiger in kurzer Zeit zähmen könnte, heilbar seyn? Nie hilft es beym Dummkoller. Ihr irrt, wenn ihr mir Beweise vom Dummkoller aufstellen wollt, wo der Aderlaß half. Sie sind unrichtig. Schmiede, Hirten, Roßtäuscher überreden es Euch. Die Natur allein

half

half da, wo ihr beweisen wollt. Sie, die gütige, mütterlich sorgende Natur, siegte nicht allein über die Ursachen der Krankheit, auch selbst über eure fehlerhafte Hülfe, über eure unrecht angewendeten Mittel, über euer unsinniges Aderlaßen siegte sie.

Ich weiß es, daß ich mich nicht nur von der gangbaren Meinung, sondern auch von den angenommenen Grundsätzen entferne, wenn ich sage: das ist schädlich, gefährlich, verderblich oft tödtlich und im ganzen entbehrlich, nur selten nützlich, was andere rühmen, anpreisen, für wohlthätig, für heilbar, für unumgänglich nothwendig halten, oder wenn ich sage: das ist nützlich, nothwendig, gut, was andere scheuen, fürchten; ich weiß es, daß ich in der Roßarzneykunde eine fremde, eine unverständliche Sprache führe, wenn ich nicht Recepte, nicht Aderlaßen, nicht Purgiren empfehle, wenn ich bloß sage, nie wird es dem Arzte an Hülfsmitteln fehlen, wenn er die Stimme der Natur versteht, und die Kräfte des Lebens kennt.

Nur bey jenem höhern Grade des Dummkollers, den man

Sonnenschuß,

oder wüthenden Koller nennt, ist ein Aderlaß anwendbar, ist er nöthig. Die Krankheitsursache selbst zu heben, ist er zwar immer nicht im Stande, nur ihre Folgen schwächt er. Das Thier wird davon etwas sanfter, ruhiger, die Entzündung des Gehirns, die diese Krankheit hervorbringt, wird verminderter. Dieser Zustand ist oft Folge von dem erstern beschriebenen Grade des Dummkollers, oder er befällt das Thier plötzlich ohne alle vorhergegangene Merkmale. Seine Symptoms sind von jenen weit unterschieden. Das kranke Thier verliert auf einmahl alles Sanfte, Folgsame, Ruhige seines vorigen Betragens. Es zersprengt Halfter und Zügel, haut in die Krippe (Bahre) schlägt und beißt nach seinen Cameraden, mit denen es doch sonst sehr freundschaftlich und verträglich lebte, läuft mit dem Kopfe wider Mauern und alle Gegenstände, die ihm vorkommen, als säh es sie nicht; Graben und Schlüchte scheut es eben so wenig, als es sich fürchtet in die tiefsten Abgründe zu stürzen. Menschen nnd Thiere sprengt es nieder, was es in gesundem natürlichem Zustande nie mit

Wil=

Willen thut. Sein Auge scheint zu glühen; bald bedeckt der Schweis tropfenweis seinen ganzen Körper, bald zittert es vor Frost. Es frißt wenig oder gar nicht, um destomehr aber säuft es mit der größten Hastigkeit. Für jedes Mundstück, für jede Faust, für Schenkel, Sporen und Peitsche hat es alles Gefühl verloren. Am Wagen sprengt es Deichsel, Stränge und Zügel entzwey, schnaubt wüthend durch beyde Nasenlöcher und nur mit Gefahr kann man sich ihm nähern. Selbst seinen Herrn und Wärter lernt es in diesem Zustande verkennen, eine Beobachtung die einzig in allen übrigen Krankheiten und Zufällen dieses Thiers bleibt. Die Symptoms wachsen mit jedem Tage, mit jeder Stunde, wenn nicht die wirkliche Ursache vermindert, verwischt wird, und die Gelegenheitsursachen, als: zu heftige Sonnenhitze und warme dunstige Ställe, von dem Thiere, oder das Thier von ihnen entfernt wird; sie wachsen so lange bis endlich die Kräfte des Lebens ermatten, über seinen Körper sich ein stinkender Schweis ergißt, und sich das Leben des Thieres an einem Faulfieber endigt, was Folge von dem allzuschnellen Umlaufe des

Blutes ist, welches durch den Schmerz in vermehrte Bewegung gesetzt wurde.

Nur schwer kann man die wahre Ursache dieser Krankheit ausfindig machen, schwerer noch sie heben. Ein örtlicher Reiz, selbst im Gehirne, der vom Blute aus dahin abgesetzt, oder durch einen Druck der Calote (des Stirnbeins) hervorgebracht wird, ist meistentheils der Schöpfer dieser Krankheit. Heftige Schläge auf den Kopf geben dazu Anlaß. Selbst nach einem Sturze sah ich sie entstehen. Und je nachdem der Reiz stark ist, wird er mindere oder heftigere Zufälle der Entzündung in den Gehirnorganen hervorbringen.

Zur Heilung, oder nur zur Verminderung will und muß ich lieber und richtiger sagen, ist fürs erste nothwendig, daß man das Thier in soweit beruhige, damit man sich ihm ohne Gefahr nähern darf. Dieß geschieht durch anhaltendes, heftiges Begießen des Kopfes mit dem allerkältesten Wasser. Wird es dann ruhiger, kann man sich ihm wieder nähern und es an eine Halfter legen, so muß man unaufhörlich

hörlich Umschläge, vermittelst Tücher, die man in kaltes Wasser getaugt hat, um den Kopf machen und sie in etlichen Minuten mit kaltem Wasser wieder anfeuchten, oder ganz neue an ihre Stelle umschlagen. Noch besser aber ist es, wenn man sich aus einer nahen Apotheke folgendes zu Umschlägen verschreiben kann, mit dem man die Tücher anfeuchtet und so lange fortfährt, bis das Thier ruhig wird.

Aqua com.
Acet vin. Mj
Nitr. dep.
Sal amoniac. $\overset{\cdot}{\underset{aa}{-}}$ ℥j
M.

Zugleich lasse man an der Halsblutader, welche an den beyden Flächen des Halses herabläuft, Ader. Nur hier, bey dem höchsten Grade der Entzündung des Gehirns, scheint das grausame Mittel nothwendig, und aus der Rücksicht unentbehrlich, weil es das Thier verträglicher, umgänglicher, sanfter und nachgebender macht. Die Quantität des wegzulassenden Blutes bestimme man nach der Heftigkeit der wüthenden Zufälle.

Man verabsäume auch ja nicht dem kranken Thiere öfters Elistire von Leinsaamenöl, Kamillen oder Pappelblumen zu geben. Mache ihm sogleich ein Fontanel an einen hintern Schenkel, daß man durch eine nach obiger in einer Note g angezeigten Angabe etwas vermehrter Quantität des Steinöls und Terpentinöls reizend genug machen muß; gebrauche die Aloe als abführendes Mittel in vertheilter Dosis, wie ich sie im vorhergehenden Abschnitte vom Dummkoller angeführt habe; dann gebrauche man die Pille mit der Bella donna; schütze das Thier in einem kühlen, luftigen, hohen, reinen Stalle vor der Sonnenhitze und der unreinen warmen Dunst, lasse es des Sommers die Nächte hindurch sich selbst überlassen in einem Garten oder Wiese herumgehen; im Winter, da man überhaupt diese Krankheit seltener sieht, erlaube man ihm des Tags eine freye, willkührliche Bewegung im Freyen.

Selten heilt man diese Krankheit ganz, noch seltener sichert man das Thier vor alle Rückfälle; mehrestentheils läßt der Dummkoller nnd

sein

sein höchster Grad, der Sonnenschuß, eine traurige trübe melancholische Stimmung dem Thiere zurück, die besonders im Sommer merkbar wird, und die das Thier zum Reitdienst untauglich macht. Am mehrsten nützt es noch dem Staate am Pfluge des Landmanns oder im Karren des Fuhrmanns.

Druse, Strengel, Kropf.

Alle diese Namen bezeichnen nur eine und die nemliche Krankheit, nur der Name ändert sich in Ländern, selbst in Gegenden von Sachsen so verschieden ab. Manche Thierärzte bringen sie in Unterabtheilungen. Ich will euch die Krankheit selbst, nicht Künsteley der Namen, nicht ihre logische Benennung, nicht ihre gemachten Unterabtheilungen kennen lernen.

Ungegründet scheuet, fürchtet man diese Krankheit mehr, als man sollte. Der Mangel an richtiger Beurtheilung, das Vorurtheil, die wenige Kenntniß von der Natur des Thieres und der Krankheit selbst macht sie uns so gefährlich. Ich würde sagen, die Druse ist allemahl

mahl Arzney, ist wohlthätiges Heilmittel, ist verkannte Vertilgerin gefährlicher Krankheiten, wenn ihre Zufälle, ihre Symptoms nicht auch einen zu hohen Grad erreichen, die der Krankheit unnatürlich, dem Leben des Thiers gefährlich werden. Doch nur selten sind, nur selten werden sie dieses; mehrestentheils sind sie der Krankheit angemessen, dem Thiere wohlthätig. Man würde diese Krankheit mit mir weniger fürchten, wenn man die Natur der Krankheit mehr studirt, mehr auf ihre Zufälle Acht gehabt hätte.

Das mütterliche, wohlthätige Bestreben der Natur, das Fieber, welches man von jeher so ungegründet fürchtete, ist es ja eben, was der Zerstörung, dem Untergange, der Vernichtung, dem Tode entgegen arbeitet, was dem Körper von fremden, ihm unähnlichen Theilgen reinigt, das Blut von jener Materie säubert, seine Mischung trennt, es zur Auflösung geschickt macht und es auf die natürlichen Auswurfswege der Natur, den Urin, den Aftergang, den Schweiß der Nase führt, oder Kräfte genug besitzt

sitzt, sich durch gesunde Theile einen Auswurfsweg zu bahnen, wie wir an kritischen Geschwüren sehen. Das Fieber ist die eigne Lebenskraft, das Bestreben der Natur sich zu erhalten, der beständige Feind der Auflösung und des Todes. Immer ist es wohlthätig; nur dann, wann seine Zufälle einen zu hohen, der Krankheit nicht angemessenen Grad erreichen, ist es gefährlich.

Das Drusenfieber ist eins der wohlthätigsten. Es verdient zwar unsere Aufmerksamkeit, aber keine bange Unruhe um des Thieres Wohl. Die Natur erzeugt es; die Natur bestimmt seine Grenzen; die Natur heilt es. Braucht keine bey der Krankheit so angepriesene Bähungen, keine Dampfbäder; nur selten Arzney; am wenigsten laßt euren Thieren Ader. h)

Die

h) Diese nur selten als Arzneymittel zu gebrauchende Operation verdient so viele Aufmerksamkeit, so vielen weislichen Aufschub, so viele Uebersicht der Krankheit selbst, ist von zu gefährlichen, von zu tödlichen Folgen begleitet, als daß ich hier weitläuftig und zulänglich davon sprechen könnte. Ich werde es in der Folge in einem besondern Capitel erläutern.

Die Natur kennt den schnellen oder langsamen, heftigen oder mindern Gang der Zufälle, sie bestimmt sie. Ueberlaßt lieber ihr die Heilung ganz allein, als einen Arzt zu rufen, der sie nicht kennt; dieser wird, anstatt auf ihren Wink Acht zu haben, ihrer eignen Hülfe entgegen arbeiten.

Die gewöhnliche Eintheilung der Druse, in bösartige und gutartige, kenne ich gar nicht. Immer ist das Drusenfieber gutartig, wohlthätig für das Thier, wenn wir dem Thiere durch übertriebenen Dienst, durch unsinniges Aderlassen die Kräfte nicht rauben, es nicht mit Arzneymitteln bestürmen, die der Natur, der Heilung entgegen, die der Krankheit zuwider sind.

Je matter, je trauriger das Thier ist, jemehr sein Nervensistem verstimmt, sein Blut mit kranken Theilen vermischt, die Lebenskraft gesunken ist, desto kränker ist das Thier. Die Drusenmaterie irrt zerstreut im Körper umher; das Fieber, diese wohlthätige Kraft, ist zu schwach, um sie zum Auswurf zu bringen. Die Hoden schwellen bey Hengsten zu einer über-

mäsigen

mäßigen Größe an, an der untern Fläche des Bauchs, an Schenkeln entstehen wässerigte Geschwülste; der Urin ist mehr oder weniger trübe; das Thier frißt nicht. Dieß ist ein übler Ausgang der Druse; nicht sie selbst ist bösartig.

Hier unterstützt die Natur! Gebt eurem Thiere geriebenen Merrettig zu Pfunden zu fressen! Oder nehmt Wachholder- oder Holuntermuß, soviel als genung ist, um aus beyden ein Electuar zu machen, von dem ihr ihm des Tages vier bis fünfmahl etliche Spatel auf die Zunge streicht! Gebt ihm selbst eine Bouteille guten alten Wein, mit Brodgrumen vermengt, ein, aber nicht etwan jungen, schlechten, vermengten, angemachten Wein; er schadet dem Thiere eben so sehr und so sicher als euch. Macht ihm mäßige Bewegung, die Witterung sey auch wie sie immer wolle! Sperrt es nicht in dunstige enge Ställe ein! Haltet ihm gutes, balsamisches, auf hohen Gegenden erzeugtes, gewürzhaftes Häu vor; versucht es, ob es Mehltrank lieber säuft, als reines Wasser, und macht,

wann sich die Kräfte des Lebens nicht erholen, die kranke Stimmung nicht umgeändert wird, dem Thiere ein Fontanel auf der Brust!

Hustet das Thier zuweilen; frißt es wenig; ist sein Auge trübe, seine Handlungen matt und langsam; die Knoten in Ganaschen i) mehr oder weniger geschwollen, das Fieber mehr oder weniger heftig; fließt aus einem oder aus beyden Nasenlöchern eine zähe, weiße, schleimigte Feuchtigkeit, dann überlaßt die Cur ganz der Natur; sie ist auf dem rechten, auf dem besten Wege.

Stockdruse, verschlagene Druse, langsame Druse, haben die Thiere unserer Sclaverey, nicht der Natur zu verdanken. Beraubung ihrer Kräfte, zu vieler Dunst, schlechtes Futter, wenige Pflege und Wartung, sind die Ursachen davon. In allen ist die Lebenskraft gesunken, das Fieber geschwächt; jene schleimigte Materie, die der Kern, der Keim der Druse ist, irrt

i) So nennt man die beyden Kinnladen des untern Mauls und den Raum, den sie zwischen sich bilden.

irrt zerstreut im Blute herum. Dem wohlthätigen Bestreben der Natur, dem Fieber, fehlt es an Kraft, sie auf dem rechten Wege, der Nase, auszuleiten. Sie richtet Trennung, Vermischung, Auflösung im Blute an; verstimmet das Sistem der Nerven um so mehr als sie das Blut zur Fäulniß geschickt macht, und das Thier ist in einem Zustande, den man mit Recht einen bösartigen Ausgang der Druse nennen kann; es ist dem Tode nahe.

Hier macht ihm keine Dämpfe von gekochter Gerste, die ihr ihm in Säcken oder auf andere Weise an Kopf hängt; zwingt das Thier nicht immer gebückt zu stehen! Diese Mittel belästigen das Thier nur, ohne irgend etwas Gewünschtes zu wirken. Zweckmäsiger ist ein Gemisch von

Wachholderbeeren,
gemeinem Salze, von jedem gleichviel,
Kermes mineralis eine Unze

mit Honig oder Hollundermuß zur Latwerge gemacht und von welcher man dem Thiere des Tags acht bis zehen Spatel auf die Zunge streicht.

Ein anderer Zustand ist, wenn zwar die Natur jene schleimigte Materie auf dem rechten Wege, durch die Nase, auswirft, wenn sie aber selbst so verderbt, so scharf ist, daß sie die Drüsenkanäle zu sehr reizt. Wenn die Knoten in Ganaschen übernatürlich schwellen, wenn sie sich heftig entzünden, das Thier nur mit Mühe und nicht ohne vielen Schmerz schlingt, dann ist ein Waschwasser aus zertheilenden und erweichenden Kräutern das beste Mittel. Man nehme

Pappel=
Camillen= und
Hollunderblumen,
Erlen=
Birken= und
Eichenblätter, von jedem eine Handvoll,

koche es in zwey Kannen gemeinen Brunnenwassers; lasse das dritte Theil davon am Feuer verdunsten; seige es durch und wasche sodann mit diesem verkühltem Decoct die leidende Stelle öfteremahle des Tages. Gebe dem Thiere Clistire von Leinsamenmehl. Kamillen oder Pappelblumen, die man, um sie reizbar zu machen, mit

mit etwas gemeinem Salze schwängert. Man gebrauche keine beitzende, keine ätzende, keine Eiter machende Salben, wie man diese Mittel immer so fehlerhaft nennt. Zertheilt sich die Entzündung nicht, so wird dieses Waschwasser die Natur bey der Eiterung eben so gut unterstützen, als wie es die Zertheilung bewirkt hätte, wenn nicht der eigne Trieb, der besondere Gang der Entzündung ein Geschwür bilden wollte. Nicht Umschläge, nicht Waschwasser, nicht Bähungen, nicht Dampfbäder, nicht Salben, nicht Balsame zertheilen eine Entzündung, die eigne Anlage, eignen Trieb zur Eiterung hatte, eben so wenig als alle ätzende, beitzende zusammenziehende, reizende, als eiternde bekannte Mittel im Stande sind, aus einer Entzündung ein Geschwür zu bilden, wo kein Hang, keine Stimmung zur Eiterung da ist. Die Natur nur zertheilt, die Natur nur bringt Eiterung hervor, nicht unsere Mittel, welche sie nur unterstützen; ihr aber nicht Ton, nicht Stimmung geben können, öfterer ihrem Plane entgegen sind. Fahrt mit Waschung des leidenden Theils von diesem Decoct fort. Er zertheile sich oder gehe

in Eiterung über; die Theilgen, woraus es besteht, wirken, unterstützen, leiten auf beyden Wegen. In diesem Zustande quält das Thier wenig mit Arzneyen. Seyd nur bedacht, ihm sein Futter angenehm, es ihm freßbar zu machen, nicht mit Arzneyen seinen Geschmack mehr zu verstimmen. Gebt ihm guten, schweren, reinen Hafer in kleinen Portionen, Häu von hohen, bergigten Gegenden, was balsamische, gewürzhafte Kräuter enthält. Haltet ihm Mehltrank zum Saufen vor; doch zwingt ihm nichts ein. Das kranke Thier ist so gut eigensinnig wie der Mensch. Es säuft oftmals nicht reines Wasser aus dem Eymer; aus reiner, frischer Quelle will es seinen Durst löschen. Könnt ihr, im Stand gesetzt durch die Jahrszeit, Rädiesgen, junge Rettige, Disteln, junge Weinblätter, Blätter von allem Hartholze haben: gebt ihm diese. Seyd immer aufmerksam, was sein Instinkt, sein Naturtrieb fordert. Ihr werdet die Natur des Thiers, seine Krankheiten und ihre Heilmittel studiren.

Ich verbiete Euch nicht, euren Pferden bey dieser Krankheit bekannte Drusenpulver die

ihr

ihr in der Apotheke und in manchen Verlags- handlungen erhaltet, zu füttern. Sie sind meistentheils gut und zweckmäsig und ich setze Euch hier selbst ein Recept zu einem auf, das ihr Euch in der Apotheke mit wenig Kosten könnt verfertigen lassen, und welches ihr in der Druse, bey langwierigen, cronischen Krankheiten, wo ich es noch anrathen werde, gebrauchen könnt. Nur den Werth dieses und jedes andern Recepts schätzt nicht zu hoch. Es ist immer nur Mittel, nicht die Wissenschaft von der Natur des Thiers selbst, nicht die Kunst, die Krankheit zu kennen, die man bey der Heilung bedarf, immer nur in der Hand des Arztes brauchbar, der die Natur des Thiers, die Krankheit, ihre sie hervorbringenden Ursachen, ihre Zufälle kennt, ihren höhern oder mindern Grad bestimmen kann; in euren Händen immer ein Werkzeug, was Kindern ein schneidendes Instrument ist, — gefährlich. Gelänge mir es doch, Euch von jenem unnützen Fleiß zurückzubringen, mit welchem ihr ängstlich alle Recepte abschreibt, die ihr laßt oder hörtet! Könnte ich Euch doch von jenem thörigten Gedanken be-

befreyen, als ob Recepte heilten und daß ihr um desto gewissere und größere Tierärzte wäret, jemehr ihr Recepte von der Art besäßet! Welche Wohlthat für die menschliche Gesellschaft, für Euch, für eure Thiere würde ich stiften. Studirt die Natur des Thiers; forscht den Ursachen nach, welche die Krankheiten hervorbringen; lernt ihre Zufälle, ihre Folgen kennen; bemüht Euch die Sprache der Thiere zu verstehen, und ihr fangt an, Arzt und Retter eurer Thiere zu werden.

Beym Schluß dieses Capitels folgt nun hier noch das oben versprochene Recept zu einem Drusenpulver:

℞ ♁ Rad. asari
— carolinae
— Enulae
— Pimpinel. āā ℥viij
Hep. antimon ℔j
Flor. sulphur. ℔ij
Sal commun. ℔iij
Semen Anis.
— — Foenicul. āā ℥iv
M. f. Pulv.

Der

Der Rotz.

Der Rotz ist eine eigne, specifische Krankheit der Pferde, die oft Folge von einem üblen Ausgange der Druse, oft ein von sich selbst entstehendes Uebel ist. Er ist unter allen den Krankheiten, welchen diese Thiere unterworfen sind, die gefährlichste, die unheilbarste. Seine Zufälle, die im Verborgenen wüthen, rauben, oft unvermerkt, dem Thiere das Leben. Die Entstehung dieser Krankheit, die hervorbringende Ursache hiervon kennt man nicht genug, weil man mit dem flüchtigen, mit dem mittheilenden Gifte des Rotzes selbst noch zu wenig bekannt ist. Nur auf die Folgen ist man aufmerksam gewesen, und die man eben aus Mangel richtiger Kenntnisse von der hervorbringenden Ursache selbst noch nicht heben kann, sobald sie einen zu hohen Grad erreicht haben.

Der eigentliche Sitz des Rotzes ist in den Höhlen der Nase, der Kinnbacken und der Stirne, nicht, wie viele thörigt genug sind zu behaupten, in dem Rückgrade. Alle diese Höhlen sind mit einer pulpösen (weichfleischigten)

Haut ausgekleidet, die man auch nach ihrem Erfinder die Schneiderianische, oder die innere Nasenhaut nennt. An dieser auskleidenden Haut nun wird man Bläsgen, Geschwüre, jauchigte Wunden, eine Art krebsartiger Schäden gewahr. Der freßende Eiter, die Jauge, die stinkende Materie, welche die Höhlen der Nase, der Kinnbacken, der Stirne anfüllen und durch deren Abgang jener unangenehme stinkende Ausfluß entsteht, den wir durch die Nase hervorkommen sehen, und welcher jenes flüchtige Gift besitzt, was, unmittelbar einem andern Pferde beygebracht, die Krankheit so leicht verbreiten kann. Doch ist diese Ansteckung lange nicht so gefährlich, als man sie fürchtet. Es setzt voraus, daß dieß Gift des durch die Nase ausgeworfenen noch warmen Rotzes bey einem andern Thiere unmittelbar ins Blut übergetragen, oder es ihm, ohne daß es von der Luft schon umgeändert wäre, durch den Rachen oder die Schweißöfnungen beygebracht würde. Rotz, der schon der Luft, und wenn auch nur auf eine sehr kurze Zeit, ausgesetzt war, und den ein ander Thier durch den Rachen erhält, wo er

durch

durch die Verdauungswerkzeuge und ihre Säfte so viele Abänderung leiden muß, schadet nichts. Gefährlicher ist er, wenn er dem Thiere durch die Schweißlöcher beygebracht wird. Doch weiß ich auch Erfahrungen und Versuche, die wir unter der Oberaufsicht des Churfürstl. Sächsischen Herrn Oberstallmeisters, Freyherrn von Schwinarsky, unter der Belehrung und Zurechtweisung meines ungemein gütigen Lehrers, des Herrn Professors Reuters in Dresden machten, wo wir völliges Sattel und Zeug von einem im höchsten Grade rotzigen Pferde auf ein ganz von dieser Krankheit befreytes Pferd legten, nachdem es nur etliche Stunden hindurch an der Luft gehangen hatte, ohne daß dieses rotzig wurde. Selbst ein ganz rotziges Pferd hatten wir Monate lang neben einem ganz gesunden gestellt, ohne daß dieses rotzig geworden wäre. Die Anlage, der Hang der Säfte dazu, selbst der Stoff im Blute, die üble Wartung und Pflege bringen diese Krankheit am meisten hervor, selten die Inficirung, die Anstekkung.

Die Kennzeichen, die uns das Daseyn des Rotzes bemerken lassen, sind mit den Zufällen einer langwierigen Druse sehr verschwistert und nur für Kenner unterscheidbar. Beym Rotz ist das Thier munter, lebhaft, frißt wie gewöhnlich, hustet selten, ist nicht so matt, so traurig wie bey der Druse. Der Ausfluß aus der Nase ist nur epochenweise und mit einem üblen Gestank vereinpaart. Die Knoten in Ganaschen, wovon beyde oder nur der eine geschwollen ist, auf dessen Seite aus dem Nasenloche der Auswurf geschieht, sind hart und sitzen fest an den Kinnbackenknochen, da sie im Gegentheile bey der Druse weich, nicht festsitzend und in der Mitte der Ganaschen gelagert sind. Das Pferd zeigt bey ihrer Berührung weniger Schmerz als bey der Druse; die innere Nasenhaut ist blaß, entfärbt; im Anfange der Krankheit sieht man kleine weiße Bläsgen hervorkommen, die in der Folge in Geschwüre, in krebsartige Schäden übergehen und jene stinkende Materie seigen, die sich in den Höhlen der Nase, der Kinnbacken und der Stirne ergießt, und sind diese angefüllt, durch die Nase ihren Ausweg nimmt. Daher

läßt

läßt sich der periodische Ausfluß dieser Materie erklären, so wie das Anschwellen der Knoten in Ganaschen daher, weil diese giftartige Materie in das Lymphensistem übergeht, dieses verdirbt, ihre Drusenkanäle reizt, und jene falsche Entzündung, jene Anschwellung dieser Drusenknoten hervorbringt, die ein eignes, ein specifisches, ein sichres Kennzeichen dieser Krankheit sind.

So sehr man sich auch von jeher bemühet hat, ein Mittel zu ihrer Heilung zu finden, so blieb es doch bis jetzt vergebens, wiewohl der Herr Stallmeister, Freyherr von Sind, sich rühmt eines gefunden zu haben, welches man bis jetzt noch hier und da in einem sehr hohen Preiße verkauft. Ich selbst habe von Versuchen davon bey dem verstorbenen Herrn Oberstallmeister Grafen von Lindenau gehört, die eben so fruchtlos abgelaufen sind, wie alle andere Mittel, die man gegen den Rotz anwandte. Hat er bey dem Thiere einen zu hohen Grad erreicht, so behaupte ich mit Uebereinstimmung einer unzählbar gemachten Erfahrung wohl sehr richtig, daß alle Hülfe, alle Rettung ver-

verloren ist. Weder Einspritzungen in die Nase von erweichenden und zertheilenden Mitteln, von aufgelößten Sublimaten, von Balsamen reinigen, heilen, noch daß das Trepaniren von gutem Erfolge seyn sollte. Es leert eine Höhle von Eiter aus, wenn wir zum Glück noch die rechte treffen, aber es bewirket nicht die Cur. Das Beste, was ich noch bey dem erstern Grade (aber ich sage nur bey dem erstern Grade, bey der Entstehung dieser Krankheit) für gut, für heilsam und der Empfehlung werth fand, war dieses:

℞ ♁ Kermes mineral.
Rad. Ipecacuhan.
Aloe hep. āā ℈ij
Assa foetid. ʒiij
Sal amoniac. ʒj
♁ Rad. Irid. Florent
— Pimpinel.
Herb. Belladon. ʒviij
Mel et Roob Iunip. q. s.
M. f. Electuar.

Von

Von dieser Latwerge streiche man dem Thiere drey bis viermahl des Tags etliche Spadel voll auf die Zunge.

Die Knoten in Ganaschen wasche man öfteremahle mit folgendem Decoct:

℞ Species resolv. et emol. āā ℥iß
Coque c. ▽ commun. s. q.
in colat. Mij
Adde
Sal amoniac. ℥j
Acet. com. Щj
S.

Der Wurm.

Der Wurm ist verschwistert, gewöhnlich vereinpaart mit dem Rotze. Das Lymphensistem ist mehr oder weniger mit einem Gifte vermischt, dessen Bestandtheile mit jenem übereinkommen. Die Lymphendrusen sind mehr oder weniger geschwollen, daher sieht man auf den beyden Flächen des Halses, der Kruppe, des Bauchs, oft über den ganzen Körper ganze Kettenreihen von runden Erhabenheiten, die mehr oder weniger erhaben, schwächer oder heftiger entzündet sind.

Die

Die Nasenhaut, der Gaum, die Zunge, das Zahnfleisch ist blaß, bleich, entfärbt, das letztere oft schwürig.

Im Anfange der Krankheit ist das Thier noch lebhaft, noch munter, frißt wie gewöhnlich, nur in der Folge wird es laß, träge, matt, traurig und verliert die Freßlust, jemehr sein Blut getrennt, vermischt, verdünnt, mit Fäulnißstoff angefüllt wird; um destomehr wird sein Nervensistem verstimmt, das Thier kränker. Es gehört viel Lebenskraft, viel Naturvermögen, viel Zeit, es gehören viele Mittel dazu, die Säfte wieder zu reinigen, den Nerven ihre Stimmung wieder zu geben. Ueberwiegt die Krankheitsmaterie die Lebenskraft, werden falsche, widrige Heilungsmittel angewandt, so stirbt das Thier am Faulfieber, oder der Absatz der Unreinigkeit der Krankheitsmaterie geschieht auf Theile, auf Eingeweide, die zum Leben des Thieres unentbehrlich sind und bey deren Erkrankung das Thier stirbt.

Das erste und nothwendigste der Cur ist, daß man dem Thiere ein Fontanel, wie ich es schon

schon oben in dem Capitel vom Dummkoller in der Note g beschrieben, vorne an der Brust macht. Die Größe, das Alter, die Feinheit der Roßart des Thiers, und das Uebel selbst, bestimmen die größere oder geringere Dosis des Terpentin- und Steinöls. Bey einem großen, starken Thiere, das nicht von der edelsten Roßart, bey einem hohen Grade der Krankheit kann man von jedem zwey Quentgen nehmen. Vor dem dritten Tage öfne man das Fontanel nicht; reinige es täglich dreymahl und den Umkreiß wasche man noch öfterer mit kaltem Wasser rein ab. Erlaubt es die Jahrszeit, die Landesgegend und andere Verhältnisse, so überlasse man das Thier ganz seinem Instinkt. Man gebe ihm die Freyheit auf einer hohen, bergigten, mit gewürzhaften, balsamischen Kräutern bewachsenen Gegend, die mit Holzung, mit reinem Wasser versehen ist, sich selbst zu ernähren, sich Kräuter, sich Wurzeln, sich Rinden, sich Blätter zu suchen, die ihm gedeihlich, die ihm heilsam sind, die sein Krankheitszustand, die sein Naturtrieb fordert. Im Stalle gebe man ihm klein geschnittene Möhren, die das Blut versüßen, die

Schär-

Schärfen einwickeln, und die ich Euch, meine Leser, bey allen Krankheiten als ein unschädliches, als ein nützliches Mittel anrathen kann, oder man gebe ihm Merrettig, Rädiesgen, Disteln, Erlen- Birken- Eichenblätter und andere mehr. Mehlsaufen zwingt ihm nicht ein, reicht ihm reines Wasser, wenn es das Thier lieber säuft. Als Arzney streicht ihm von folgender Latwerge dreymahl des Tages etliche Spadel oder Löffel voll auf die Zunge.

℞ Kermes mineral. ʒß
Sal almoniac. ℥j
Gum. Aſſa foedit. ℥iij
Herb. Belladon. ʒviij
♅ Rad. Irid. Florent
— Althaeae
— Armoraciae āā ʒx
Cremor. Tart. ℈j
Mel et Roob Iunip. ſ. q.
M. ſ. Electuar

Zum Waschwasser der Wurmknoten mache man sich einen Absud aus

Nußblättern,
Roßmarien,

Wer-

Wermuth und

Raute, von jedem gleichviel,

koche es in Lauge oder Eßig, daß ein halbes Maaß verdunstet und schwängere das Durchgesäugte mit 1 Unze Salmiack. Mit diesem Absud wasche man sehr öfters die Wurmknoten, die man mit dem Messer, oder mit dem glühenden Eisen nur im äusersten Grade waschen darf. Sie eitern Jauge, stinkendes Wasser, was den Umkreiß reizt und zu neuen Anschwellungen Anlaß giebt. Man lasse das Thier in frischem, reinem Wasser fleißig baden und verabsäume das Putzen nicht, welches immer zu der Gesundheit des Thiers unentbehrlich und bey dieser Krankheit doppelt nöthig ist. Aber nie lasse man bey Würmern oder Rotz Ader, unter keiner Abänderung der Zufälle, unter keiner Bedingung, unter keiner Voraussetzung; es schadet dem Thiere allemahl, es schadet ihm augenblicklich; es verarmt, es verdünnt, es entgeistet sein Blut noch mehr; es schwächt das Naturvermögen, es entkräftet den Lebenstrieb, es tödtet das Thier unausbleiblich.

Die Colic.

Die Colic ist unter allen Krankheiten, welchen die Pferde unterworfen sind, diejenige, welche am öftersten vorkömmt, am heftigsten und schnellsten in ihrer Wirkung ist, oftmals gefährlich wird, nicht selten sich mit dem Tode des Thiers endigt. Ihre Ursachen sind eben so vielfältig als ihre Symptoms, die sie begleiten. Schmand und Unreinigkeiten im Darmkanal, eine fixe sich daraus entbindende Luft, Würmer, unverdaute Futtermasse, Futter, dessen Bestandtheile viele Luft enthalten, jählinges kaltes Saufen auf Erhitzungen, genossene giftige Kräuter und allzuheftige Purganzen sind die vorzüglichsten Ursachen ihrer Entstehung. Ihre Zufälle sind heftig und folgen schnell auf einander; nur eine schleunige Hülfe rettet das Thier vom Tode, aber nicht heftiges Reiten, nicht erhitzende Tränke, nicht Aderlassen, nicht alle diese bey dieser Krankheit so sehr angepriesenen Mittel retten vom Tode, seinem Untergange bringen sie es nur näher.

Ich mache keine Unterabtheilungen der Colic, in Windcolic, in Wurmcolic und in Darm=

Darmgicht. Wo Winde sind, müssen Unreinigkeiten da seyn, woraus sich die Luft entbindet. Wo Unreinigkeiten sind, ist das Verdauungswerkzeug in einem geschwächten Zustande; es entstehen Würmer, deren Nester Koth und Unreinigkeiten sind. Und Darmgicht ist bloß eine andere Benennung der Colic, die jedesmahl einen mindern oder heftigern Reiz im Darmkanal zum Grunde hat, er entstehe nun durch veralteten Schmand und Unreinigkeit, oder die sich daraus entbindende Luft spanne den Darmkanal an, dehne folglich die Nerven aus und errege Schmerz, oder Würmer, oder unverdaute Futtermasse, oder jähes kaltes Saufen auf Erhitzungen, oder giftige Kräuter, oder allzuheftiges Purgiren reize, errege Schmerz und bringe Colic hervor. Die verschiedenen Namen geben nur Anlaß zu Irrungen und erschweren die Heilung, die man auf dem simpelsten, einfachsten Wege am ersten und sichersten erhält.

Ich habe gesagt, daß ich mir unter allen diesen verschiedenen Namen, mit welchen man

diese

diese Krankheit nennt, nur ein und das nemliche Uebel denke, nemlich größern oder mindern Reiz im Darmkanale, der von dieser oder jener Ursache hervorgebracht wird, folglich sind meine Mittel so einfach als meine Benennung. Die Zufälle, welche die Krankheit begleiten, geben uns keine hinlängliche Anleitung, sie so vielfach zu benennen; so schnell sie auch auf einander folgen und so heftig auch ihre Wirkungen sind so sind sie sich doch bey jeder Art der Colic gleich. Das Thier steht im Anfange traurig da, frißt nicht, sieht, als wollte es uns den Ort der Schmerzen zeigen, bald nach der rechten, bald nach der linken Flanke, k) je nachdem der Reiz in dieser oder jener Seite ist, kann weder misten, noch stallen, denn diese beyden Absonderungswege sind durch die Gemeinschaft der Nerven so genau mit einander verbunden, daß selten einer ohne den andern leidet. Jemehr der Schmerz zunimmt, je unruhiger wird das Thier. Es

k) Flanke nennt man die hintere Bauchgegend, die zwischen dem Nabel und Hüftknochen im Durchschnitt ist.

Es bekömmt Fieber, fängt an zu schwitzen, wirft sich nieder, holt tief und ächzend Oden; erhebt den Kopf nur, als wollte es aufsteigen, sieht sich ängstlich um und läßt ihn langsam und traurig wieder nieder, als forderte es uns zur Theilnahme, zum Mitleid, zur Hülfe auf. Nimmt der Schmerz zu und kömmt man ihm nicht bald zu Hülfe, so wälzt es sich, springt auf und schmeißt sich wieder nieder. Der Schweiß ergißt sich tropfenweis über den ganzen Körper, und bald ist es wieder kalt. Sein Auge scheint zu glühen, das Weiße in demselben ist ganz entzündet. In diesem Zustande bleibt es, bis nach wenig Stunden, wo der Tod seine Leiden endigt.

Alle diese Zufälle folgen so schnell, so heftig auf einander, daß nur die schleunigste Hülfe es von seinem Untergange rettet. Nicht gänzliche Aufhebung, nicht gänzliche Hinwegschaffung der Ursache des Uebels muß in diesen Augenblicken der Zweck des Arztes seyn; nur Verminderung der Schmerzen. Wie thörigt würde es nicht seyn, jetzt dem Thiere ein starkes

Abfüh=

Abführungsmittel zu geben, um den Darmkanal von dem Reize ganz zu befreyen, vielmehr würde dieses Mittel, welches jedoch in der Folge unumgänglich nothwendig ist, jetzt die entzündeten Eingeweide noch mehr reizen.

Clistire aus einem Absud von erweichenden Kräutern, oder, wenn man diese nicht gleich zusammengesetzt bekommen kann, ein Absud von Leinsaamenmehl, von Hollunderblüthen, von gemeinen Camillenblumen, mit etwas Weineßig vermischt, lau öfters angewandt, ist das erste, vorzüglich nöthigste Mittel. Auch lasse man dem Thiere mit einer kleinen mit Oel bestrichenen Hand im After greifen, um denen etwan da versetzten Blähungen Luft zu machen; reibe das kranke Thier anhaltend am untern Theile des Bauchs mit Strohwischen oder wollenen Lappen, um durch die Wärme, durch die Erschütterung eine Veränderung im Darmkanale hervorzubringen, welches ich oft von dem besten Erfolg gefunden habe.

Ist eine Apotheke in der Nähe, so verschreibe man dem armen leidenden Thiere folgendes Recept:

℞ Essent. Castor.
Roob Junip. ana ℥j
Pulv. Nitr. depur.
Sal mir. Glaub. ana ℥ij
Sem. Petrosel. ℥iiß
Ol. Lin. ℔j
M. S.

Diesen Trank gebe man auf zweymahl; jede halbe Stunde einen Theil und fahre damit, nebst den Clistiren, bis zur Besserung fort. *Hätte* man keine Apotheke in der Nähe, so nehme man pulverisirte Hollunderblüten, oder Camillenblumen, oder Leinsaamenmehl, welche Mittel man doch fast in jeder Wirthschaft vorräthig hat, von jeden zwey Loth. Könnte man glauberisches Salz bekommen, so nehme man davon 8 Loth, Salpeter 6 Loth, Petersilien-Saamen und Kimmel, (Garbe) von jedem 2 Loth, pulverisire dieses alles und löße es in zwey Maaß Leinöl auf und gebe ihm den Trank auf zweymahl bis zur Besserung.

Dabey führe man das Thier langsam herum. Eine gelinde Bewegung ist ihm in diesem Zustande eben so heilsam und nothwendig als ihm heftiges Reiten schädlich ist, welches man aber, doch sehr fehlerhaft, bey dieser Krankheit so sehr anpreißt. Heftiges Reiten erwärmt, bewegt das Blut noch mehr; es erhöht die Entzündung. Ist diese bis zu einem hohen Grade gestiegen, währt der Schmerz, das Fieber, die Angst des Thieres noch fort, dann lasse man an der Halsblutader einige oder mehrere Pfund Blut weg. Aber nur dann wende man diese Operation, als das größte der Entzündung widerstehende Mittel an, wenn die Krankheit einen zu hohen Grad erreicht hat. Zu früh und in jedem andern Falle angewandt, ist es schädlich.

Alle diese Mittel heben die Krankheit nicht ganz; sie mindern nur die Zufälle, den Schmerz und das Fieber, welches aber doch zu allererst zu bewerkstelligen nothwendig war. Zur Tilgung,

gung der Ursachen, die, wie ich auch schon erwähnt, veralteter Schmand und Unreinigkeit, Würmer, Winde, unverdauete Futtermasse und andere mehr seyn können, gebrauche man in der Folge, wenn der Schmerz verwischt, das Fieber gemildert ist, als Radicaleur folgendes:

℞ Pulv. Aloe hep. ℥iij
Gum. Assae foedit
Pulv. Althaeae
Roob Junip. ā ā ℥j
Sal mirab. Glaub. ℥iij
Solve in Aqua com. Mj
Auf einmahl zu geben.

Dieses Mittel reinigt den Darmkanal, indem es ihm sein Verdauungsvermögen, seine Wirkungskraft wieder giebt, die das Thier vor neuen Anfällen sichern.

Die Maulsperre.

Die Maulsperre ist nicht so öfters vorkommend, aber eben so gefährlich, öfterer tödlicher noch, als die Colic. Ihre Zufälle sind zwar nicht so heftig, und folgen langsamer auf einander, halten aber ununterbrochen an. Die bewegenden Muskeln beyder Kinnbacken verlieren ihre Wirkung, ihre Thätigkeit, indes die zuschlissenden Muskeln des Rachens in steter Action sind. Das Thier ist im Anfange der Krankheit munter, nur das Fressen wird ihm schwer. Die Lippen sind nicht vermögend das Hartfutter hinter die Schneidezähne zu bringen; Etwas Häu ist seine einzige Nahrung. Dieses währt einige Stunden, dann steiget das Uebel immer höher. Die bewegenden Muskeln des Halses und der Schulter verlieren ihre Wirksamkeit, wie die des Rachens. Seinem Auge entflieht das Freye, das Lebhafte; es wird stier, die Pupille paralitisch erweitert; es steht in seinem Stande, wie eingebohrt; nur wenig

nig ist es noch vermögend zu fressen; nach etlichen Stunden befällt dieser Krampf auch das Hintertheil des Thiers; es kann nur mit Mühe eine andere Stellung annehmen, wobey es sich mit dem ganzem Körper wenden muß. In diesem Zustande hört es völlig auf, etwas zu genießen. Sein Rachen ist so fest verschlossen, daß man ihn nicht mit der grösten Gewalt, selbst mit Instrumenten nicht einmahl, öfnen kann. Es steht, als sähe es seinem bevorstehenden, unvermeidlichen Tode traurig entgegen; in sich versunken ist es unaufmerksam auf Alles, was um ihn her vorgeht; seine traurige Stellung erregt Mitleid, das nur selten, auch bey aller angewendeten Mühe, das Thier aus seinem halben Todesschlafe wieder zurück zu rufen vermögend ist; ein kalter Schweiß bedeckt seinen ganzen Körper; der Krampf nimmt jeden kleinsten Theil, die Ohren, den Schweif, die Ruthe bey Hengsten und Wallachen, ein; das Weiße des Auges wird ganz entzündet; es stürzt nieder-

der und giebt in kurzer Zeit, unter vielen krampfhaften Verzuckungen, sein elendes Leben auf.

Die hervorbringende Ursache von diesem Uebel ist selbst den größten Aerzten noch unbekannt. Es gehört unter die Krankheiten der Nerven, über die man so viel spricht und schreibt, die man sich aber so wenig erklären kann. Am östersten sah ich sie nach heftigem Schmerz hervorkommen, z. B. nach Nageltritten im Huf, nach heftigen äuserlichen Verletzungen, nach den Wallachen, besonders bey alten Hengsten und nach andern schmerzhaften Operationen. Aber oft sah ich diese Krankheit auch Thiere überfallen die ganz gesund waren, früh ihr Futter frasen, und Mittags schon nicht mehr vermögend waren, den Rachen zu öfnen; ich sah junge, ich sah alte Thiere von jedem Geschlecht, von jeder Gattung an dieser Krankheit leiden, wo bey den mehresten alle angewendete Mittel fruchtloß blieben. Und so lange wir

die hervorbringende Ursache dieser Krankheit selbst nicht genau kennen, so lange wird es immer mehr ein glückliches Ohngefähr, mehr Zufall bleiben, wenn wir helfen. Und auch dies ist bey dem ersten Grade, im Anfange der Krankheit nur noch möglich, wenn uns der Weg noch nicht ganz verschlossen ist, durch den wir nur unsere Mittel dem Thiere beybringen können. Ist der Rachen verschlossen; hat der Krampf die Muskeln des Halses, der Schulter, der Hinterschenkel ergriffen, dann ist jede Hülfe vergebens, die Rettung des Thiers unmöglich.

Ich sahe verschiedene Mittel, unter verschiedenen Hypothesen von der Ursache dieser Krankheit, den Thieren beybringen. Doch nur von wenigen und das nur im Anfange, bey der Entstehung des Uebels sah ich gute Folgen. Vergebens wendete man in der Folge Dampfbäder, vergebens Kräuter-Bähungen an; und den Aderlaß sah ich eben so wenig von gutem Erfolge

folge als wie Einreibung von spanischer Fliegensalbe und Fontanels. Doch scheinen mir die letztern die zweckmäsigsten Mittel zu seyn; mit ihnen und dem hier nachfolgenden Mittel sahe ich die Gesundheit einiger Thiere wieder herstellen; hingegen bey vielen blieben sie auch wieder ohne allen guten Erfolg. Treulich, meine Leser, theile ich Euch diese Curart mit.

Ist man aufmerksam auf das Thier, so daß man die Krankheit bey ihrer Entstehung gewahr wird, wo der Rachen noch nicht ganz verschlossen, das Thier noch schlingen kann, so streiche man ihm von folgender Latwerge alle 2 Stunden etliche Spatel (Löffel) voll auf die Zunge.

℞ Pulv. Ipecacuhan. ʒvij
— Castor.
— Camph. āā ℥j
— Belladon. ℥ij
Rad. Valerian.
Herb. Annicae āā ʒviij

Nitr.

Nitr. depur.

Sal mirab. Glaub.

Crem. Tart. $\overset{.}{\underset{aa}{-}}$ ℥x

Mel et Roob Iunip. et Sambuc. $\overset{.}{\underset{aa}{-}}$ ℥iv

M. f. Elect.

Zugleich mache man dem Thiere an der Brust, und mindert sich das Uebel nicht bald, auch an dem Hinterschenkel ein Fontanel, dazu man

Oleum petr.

Oleum terebinthinae,

von jedem zwey Quentgen nimmt.

Mit folgender Salbe reibe man dem Thiere die bewegenden Muskeln der Ganasche, die längst der äusern Fläche beyder Kinnladen gelagert sind, die Muskeln des Halses, und der Schultern ein:

℞ Pulv. Camphor.

— Opii $\overset{.}{\underset{aa}{-}}$ ʒiij

Ingent.

Vngoent. resulv.

— emoll. $\overset{\cdot}{\underset{aa}{-}}$ ℥ij

M. S.

Clistire gebe man ihm von Zeit zu Zeit von diesem:

℞ Species pro clysmat. ℥viij

Assa foedit. ℥ij

Acet. commun. Mens. ij

Die innere Fläche der Hinterschenkel nahe am After reibe man mit

Ungv. mellanum. ℥ij

ein. Wirken die Fontanels und die spanische Fliegensalbe, dann kann man die Heilung hoffen. Die Fontanels öfne man nicht zu zeitig und die zurückgebliebenen Schärfen von der Salbe wasche man öfters mit kaltem Wasser, oder bestreiche sie mit

Ceratum Saturni ℥v

Zur Nahrung reiche man dem Thiere gutes Häu. Ist es auser dem Winter, so gebe

man

man ihm Gras, Disteln und dergleichen. Zum Saufen halte man ihm Mehltrank vor. Dieß ist bey dieser Krankheit dem Thiere oft seine einzige, wenigstens seine mehreste Nahrung.

Inhalt des ersten Hefts.

		Seite
1)	Einleitung. . . .	3
2)	Vom Exterieur des Pferdes.	5
3)	Vom Alter des Pferdes. .	21
4)	Von Krankheiten des Mauls. .	33
5)	Von Krankheiten der Augen.	40
6)	Von der Verdunkelung der wässerigten Feuchtigkeit im Auge. .	48
7)	Vom grauen Staare, oder Verdunkelung der Cristallinse. .	49
8)	Vom schwarzen Staar. .	51
9)	Von der Mondblindheit.	54
10)	Von der Thränenfistel. . .	54
11)	Vom Dummkoller. . .	61
12)	Vom Sonnenschuß. . .	80
13)	Von der Druse, Strengel, Kropf.	85
14)	Vom Rotz. . . .	97
15)	Vom Wurm. . .	103
16)	Von der Colic. . .	108
17)	Von der Maulsperre. .	106

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tennecker, Christian Ehrenfried Seifert von, 1770-1839

Bruchstücke über Kenntnisse von Pferden, welche vorzüglich die Krankheiten dieser Thiere betreffen

Bd.: Erstes Heft

Freyberg und Annaberg 1794

A.vet. 16-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10252114-5
VD18 1033923